Das

Bekenntniß am Grabe.

Von

A. Lafontaine.

Drittes Bändchen.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1811.

Das
Bekenntniß
am Grabe.

Drittes Bändchen.

Der Ehekontrakt.

Meine Frau, auf dem Glauben hin, daß hinter dem Taffentpflaster und der grauen ziegenhaarnen Perücke etwas Anderes und Besseres verborgen sey, als ein Brudermörder oder ein Feuermahl, ging singend umher in den Zimmern und Sälen. Das that sie allemal, wenn sie recht sehr vergnügt war.

Schon bei Rogers Verbindung hatte sie darauf gedacht, ganz Hannover mit einer Hochzeit ohne Gleichen in Erstaunen zu setzen; aber dem wilden Roger sowohl als dem Bergrendanten war gar nicht beizukommen. Der Bergrendant erklärte, er wollte nichts wieder mit vornehmen Leuten zu thun haben; Roger war seiner Mei-

nung. Und da sie Beide in Ein Horn bliesen, so wurde meine Frau überschrieen. Sie gab dem Bergrendanten zu verstehen, welch ein Glück es für Lauren sey, und für ihn selbst, in eine so reiche Familie zu kommen, als die Unsrige. Der Bergrendant sah sie starr an, ging dann umher, blies den Staub von den Tischen, pfiff einige Noten von dem Marsche seines Dompfaffen, fuhr mit einem Finger rings unter der Halsbinde umher.

Meine Frau meinte, es koste nur noch einen Schlag, um den Mann niederzuwerfen. Sie sagte: „Denn was wollten Sie ohne uns machen?"

Da stand der Bergrendant mit einem kaffeebraunen Gesichte vor ihr, hatte seine Laura an der einen Hand, seine Frau an der andern, und rief: „Was wir machen wollten? was Sie sehen werden. Spinnen sollen Frau und Tochter, und dieser Arm soll die Axt schwingen, und den Spaten tragen; und gehts nicht länger: so will ich meine Tochter in das tiefste Wasser stürzen, und hinter drein sprin-

gen." Er griff mit einer Wuth ohne Gleichen nach seinem Hute.

Roger griff nach seinem Hute, und versicherte seinem Schwiegervater, daß er jedes Schicksal mit ihm theilen wollte. Wir hatten alle Mühe von der Welt, den Bergrendanten zu beruhigen. Die Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert. Laura trug ein Kleid von schlichtem Musselin; denn der Bergrendant war so mißtrauisch geworden, daß Laura nichts annehmen durfte. Kurz, der Plan meiner Frau mit einer glänzenden Hochzeit war zerstört, und die Familie reiste ab, ohne irgend in einer Gesellschaft gewesen zu seyn.

Meine Frau nahm sich vor, bei Hostmann alles nachzuholen. Sie bat Hostmannen, ihr die ganze Einrichtung der Hochzeit zu überlassen.

„Wie sich das ohnehin gehört," antwortete Hostmann.

Meine Frau ging auf Springsohlen. Die Anstalten wurden getroffen, das ganze Haus, die halbe Gasse, wo wir wohn-

ten, gerieth in Bewegung. Ich bat meine Frau, zu bedenken, daß ihre Unruhe die Freude der sechs Stunden, so lange die Hochzeit dauerte, nicht aufwöge. Sie antwortete: „Ihr sagt ja immer, Du und Hostmann, daß die Zubereitung der Freude mehr werth wäre, als die Freude oft selbst. So laßt mich!"

Indeß hatte doch das meine Frau auf die Vorstellung gebracht, die Freude in mehrere Stücke zu theilen. Sie beschloß, eine feierliche Verlobung zu halten, wobei der Heirathskontrakt in Ordnung gebracht werden sollte. Sie hatte noch eine geheime Idee dabei. Sie meinte, wenn das alles gerichtlich gemacht würde: so müßte Hostmann mit seinem wahren Namen und Stande herausrücken.

Unsere vertrauten Freunde wurden also gebeten. Herr Grellmann sollte den Ehekontrakt auffsetzen. Hostmann wußte von nichts.

Wir waren zusammen; Hostmann und Röschen wurden gerufen. Meine Frau erklärte mit großer Feierlichkeit ihre

Absicht. Hostmann lächelte. Grellmann bat um seinen Namen. Meine Frau horchte. „Otto Hostmann!“ sagte unser Nachbar.

„Da es eine gerichtliche Akte ist, Herr Grellmann,“ fiel meine Frau ein — „so gilt wohl kein angenommener Name!“ Grellmann legte die Feder nieder, und erklärte, daß der wahre Name die Hauptsache sey.

„Also Otto Hostmann,“ wiederholte Hostmann bestimmt, und man schrieb nieder. Meine Frau sah ein wenig verdrüßlich aus. Ich erklärte dann mich über die Summe, die wir Röschen mitgaben. Sie war sehr ansehnlich.

Hostmann stand auf. Er dankte erst uns für unsere Güte, dann sagte er: „Da ich in meinem zufallvollen Leben gelernt habe, wie wenig zur eigentlichen Glückseligkeit Geld beiträgt; da ich und meine Braut sehr wenige Bedürfnisse haben, da wir weiter entschlossen sind, in der größten Stille und Verborgenheit zu

leben, und des Glücks zu genießen, das am wenigsten unter der Gewalt des Lebens steht, des Glücks, das in der Bildung des Geistes liegt, in der Liebe, in der Arbeit und in der Unabhängigkeit: so muß ich mich von diesem Artikel los sagen. Ich betrachte ihn als einen Beweis der Liebe meiner Schwiegereltern."

Diese Erklärung, die er mit einer Manier gab, die aussah wie ein felsenfester Entschluß, machte uns Alle stutzig.

Meine Frau stand auf und fragte: „Soll das Elend wieder angehen, Herr Sohn? Soll Röschen nie glücklich werden?"

„Fragen Sie sich, liebe Mutter," sagte er — „wann waren wir wahrhaft glücklich? Wir waren einmal sehr arm; Ihr Sohn, Roger, kam zurück ohne Brodt, ohne Hoffnung, und eben an diesem Tage beneidete ein Minister unser Glück. Was wir jetzt haben, hat er auch, kann jeder haben, der Geld hat."

Meine Frau ließ sich nicht gern an die Zeit erinnern, da wir Bettler gewesen wa-

ren. Sie fuhr auf, aber wir wußten zu gut, daß Hostmann unbeweglich war. Meine Frau fragte nur, wie er zu leben gedächte.

„Glücklich, liebste Mutter! Glücklich unter der süßen Arbeit der Musen, und eines kleinen Feldes, glücklich in der Liebe und in den Tugenden meiner Frau. Wäre ich ein König, ich könnte Ihnen keine bessere Antwort geben. Fragen Sie Röschen!"

Röschen hielt eine lange Rede, worin sie die Grundsätze ihres Geliebten vertheidigte.

Grellmann legte zum zweiten Male, aber mit einem stolzen Lächeln, die Feder nieder, mit der Erklärung, daß wohl nie ein Advokat wieder einer solchen Verlobung beiwohnen würde. Unsere übrigen Gäste fanden es erstaunlich. Sie überhäuften meine Frau mit Lobsprüchen über ihre Großmuth, und Hostmann über seine.

Es war nichts zu machen. Hostmanns Erklärung wurde aufgeschrieben.

Nun fragte Grellmann Hostmannen, was er seiner Frau aussetzte.

„Meine Liebe, meine Treue, mich selbst, mein alles, mein Leben. Schreiben Sie, alles, was ich habe, was ich bin, was ich haben werde, was ich seyn werde, ist Röschens Eigenthum.“

„Mich dünkt, wie Herr Hostmann es meint,“ rief Grellmann — „ist nie eine Braut reicher, großmüthiger von einem Manne bedacht. Aber Engel werden diese Versprechungen aufschreiben mit diamantnen Griffeln auf himmlische Tafeln, und sie am Throne der ewigen Liebe niederlegen.“ Er nahm seine Papiere zusammen. Niemand dachte wieder an einen Kontrakt, selbst meine Frau nicht. Es wurde ein heiterer Abend aus der Verlobung.

Am andern Morgen aber nahm meine Frau den Gegenstand wieder auf. Sie wollte Hostmannen bereden, mit uns fortzuleben. Hostmann schlug es durchaus ab; dagegen versprach er, im Fall der Noth zu unserem Gelde seine Zuflucht

zu nehmen, wenn nichts sein Glück retten könnte als Gold.

„Aber wo wollen Sie wohnen?“

„In einem Paradiese, Mutter, in einem Palaste. Glauben Sie mir, Sie werden mich noch oft beneiden, in Lindenhofen.“

„In Lindenhofen? auf unserm alten Gütchen?“ Bei dieser Frage blieb kein Zug der Unfreundlichkeit auf meiner Frauen Gesicht. Wir Andern umringten ihn mit der jauchzenden Frage: „In Lindenhofen?“ Alle die glücklichen Tage — und meine Frau gestand, wir wären dort glücklich gewesen — traten mit dem Namen wieder vor unsere Seele. „O weißt Du noch, Otto?“ fragte Röschen. „Wissen Sie noch wohl, lieber Hostmann?“ fragte Lenchen, und drängte Röschen weg. „Wissen Sie noch?“ fragten ich und meine Frau.

Hostmann hatte Röschens Wunsch errathen und erfüllt mit der Wahl von Lindenhofen.

Meine Frau bat sich von Hostmannen aus, er möchte ihr erlauben, das Häuschen auszubauen und zu meubliren.

„Es ist schon geschehen," antwortete Hostmann. Alles, was meine Frau noch thun wollte, war schon geschehen. Meiner Frau blieb nichts übrig als die Hochzeit, und die bereitete sie in einem sehr prächtigen Style.

Drei Tage nach der Hochzeit kam ein Wagen vor die Thür, und Hostmann erklärte, daß er mit seiner jungen Frau abreisen wollte. Wir wollten Alle mit. Er verbat sich's. Roger wollte mit, er verbat sich's. Adolph, der glückliche Adolph, der uns besucht hatte, wollte mit. Er verbat sich's. „Im künftigen Sommer erbitte ich mir Euren Besuch, nicht früher. Ein jeder von Euch würde mir etwas einreden wollen, und für sein Glück muß der Mensch selbst sorgen."

Da wurde meine Frau im Ernst böse. Sie sagte mir: „Ich glaube, lieber Mann, wir haben nicht wohlgethan, ihm unser Kind zu geben."

„Riekchen," sagte ich — „weil er will, Röschen soll auf ihre Weise glücklich seyn. Was sprichst Du!"

Sie reisten ab. Wir blieben mit Lenchen allein. Adolph war nicht zu bereden, des Ministers Haus zu verlassen, in dem er die Quelle des Glücks gefunden haben mußte. Roger noch weniger. Er hatte seine Händel noch täglich mit seinem Schwiegervater; aber der Schwiegervater erklärte doch mit reiner Herzlichkeit, daß er lieber Frau und Tochter missen wollte, als den ehrlichen Roger. Sie hatten die Manier gefunden, glücklich zu seyn; und Laura, die Vater und Mann herzlich liebte, war noch immer eben so erfinderisch in Blitzableitern des Zorns, als ehemals. Sie regierte das ganze Haus mit Scherz und Lachen. Das Einzige, was sie nicht regieren konnte, war ein Kind von sechs Monaten, das sie ein wenig verzog.

Hostmann aber meinte, Laura würde eine gute Mutter werden. Sie reisten Alle, und meine Frau gestand nach

vier Wochen: mit Hostmann hat uns die eigentliche Freude verlassen. Sie harrte auf den Augenblick des Besuchs in Lindenhofen, und füllte die Zeit dazwischen mit großen theuren Festen aus, die wohl die Zeit weg trieben, aber uns nicht glücklicher machten.

Endlich kam der Augenblick der Reise nach Lindenhofen. Es war mir ganz ungemein lieb, daß meine Frau mit so vielem Vergnügen diese Reise nach dem ehemaligen Aufenthalte unseres Glücks antrat. Freilich war ihre Freude nicht reines Gold: es war hinein gemischt ein Zusatz von Freude über das Erstaunen unserer ehemaligen Nachbarn, wenn wir ankamen mit Bedienten, vier Pferden, dem schönsten Londoner Wagen, mit dem ganzen Geschleppe unseres Reichthums. Aber sie läugnete doch auch nicht ganz ab, daß sie in dem kleinen Häuschen vergnügter gewesen wäre, als in Hannover mitten unter ihrem Golde.

Wir kamen zuerst nach dem kleinen Häuschen, das wir zuletzt bewohnt hatten.

Wie mechanisch sprangen wir Alle aus dem Wagen, und stürzten in die dunkle Hütte, die jetzt von einer armen Familie bewohnt war. Die Leute erstaunten, da wir jeder von uns sogleich auf den Stellen Platz nahmeu, wo wir sonst gesessen hatten.

Wir ließen unsere Pferde hier füttern, und blieben in dem kleinen dunkeln Stübchen, mit einer Freude, die etwas Rührendes hatte. Wir beschenkten die Bewohner der Hütte sehr reichlich, und Lenchen freute sich, daß hier wieder ein paar Wochen lang der helle Sonnenschein unseres ehemaligen Glücks leuchtete.

Wir fuhren froher durch das Thal. „Hier," rief Lenchen — „begegnete uns der Amtsrath in seinem Wagen. Hier wurde Hostmann gefangen genommen. Ach, Vater," rief sie, mit weinenden Augen — „hier saßen wir und frühstückten im bittersten Kummer." Sie wußte jeden Ort genau, wo wir jeder von dem andern abgesondert gesessen hatten. Und doch waren wir glücklich!

Wir fuhren weiter. Eine Stunde von Lindenhofen brach die Achse unseres Wagens. Nach vielem Hin- und Herreden war nichts zu machen, als die letzte Stunde zu Fuß zu gehen, obgleich meine Frau dabei alle ihre Triumphe einbüßte, im vollen Gallopp bei der Pfarre vorüber zu fahren.

Unsere Leute mußten bei dem Wagen bleiben, und wir gingen in dem köstlichen Thale immer weiter nach Lindenhofen zu.

Da lag es wieder vor uns, wie das erste Mal, in dem freundlichen Lichte des schönen Tages. Gottlob! meine Frau hatte die Pfarre und alles vergessen. „O gebe Gott, daß ich mein Kind glücklich finde,“ rief sie mit Thränen — „und gebe Gott allen Bewohnern hier glückliche Tage, und dem Pfarrer auch.“

Wir bogen nun in das Birkengebüsch, was zum Gute gehörte. „Hört,“ sagte ich — „die Nachtigall empfängt uns wie das erste Mal.“ „Und der Kuckuk dazu!“ rief Lenchen. Wir reichten uns

wieder die Hände, wie das erste Mal. Aber wie war hier alles anders! Die jungen Birken waren jetzt große Bäume. Ein leicht gekrümmter Gang führte hinein. Wilde Rosen standen zwischen den Birken. Ein Rosenaltar stand auf einer Höhe, unter einem Dach von duftendem Geisblatt und breitblättrigem Schlingkraut; ringsum Sitze von Rasen, über die sich leichte Schattendächer von duftenden Gesträuchen wölbten.

„Hier sitzen sie!“ rief meine Frau mit leuchtenden Augen. Auf dem Rasenaltare wuchsen Blumen. Lenchen fand die versteckte Inschrift: Der Natur, der Liebe, dem Glücke!

So gingen wir langsam weiter zwischen lauter Spuren ihrer Arbeit, ihres Glücks, ihrer Liebe, bis zu einer Hütte von Rohr, in der aus einem steinernen Bassin ein frischer Quell empor sprang, und die Hütte zu einem kühlen Gewölbe machte. Die ganze Hütte war mit Blumen wie bedeckt. Rings um war ein freier Platz, auf dem nur ein paar reiche Blu-

menkörbe, nur aus Weidenzweigen geflochten, standen. Aber etwas schöneres als diese Blumenkörbe konnte man nicht sehen.

Um alle Bäume her schlangen sich dazwischen Gehänge von rothem und weißem Geisblatt, und oben über der Thür standen, von Blumen halb verdeckt, die Worte: Der Ruhe!

O wie war ich gerührt, da ich so überall die Beweise ihres Glücks sah! wie gerührt war meine Frau! Lenchen war von einer seltsamen Empfindung ergriffen. Wie wir gingen, blieb sie zurück. Ich sah sie durch die offne Thür an der hoch empor spritzenden Quelle knieen. Sie kam uns langsam nach. Da traten wir hinaus gegen das Haus, das wir kaum wieder erkannten. Es war nicht viel größer geworden. Aber die Fenster waren hell und hoch. Vor dem Hause war ein freier Platz, mit Sand befahren, und ein Halbkreis von schönen Platanen gab dem Platze Schatten und Gesundheit. Die Wirthschaftsgebäude lagen an der Seite

hell, hoch und geräumig. Niemand sah uns; wir schlichen unter den Fenstern weg in das Haus, in das Zimmer, das wir bewohnt hatten, und da saß Hostmann und Röschen auf seinen Knieen, die Arme um seinen Hals geschlungen, das Bild der einigen Liebe. „Röschen!“ riefen wir Alle drei, und Röschen lag schluchzend in unsern Armen.

Jede Bewegung, die sie machte, jedes Wort, das sie sprach, war ein Jubelton ihres Glücks. Wir durften nicht fragen, wie geht Dir's? Die blühende Farbe des schönen Gesichts, die frohe, schwebende Stimme, der hüpfende Gang antwortete, ehe wir fragten.

Selbst das Zimmer hatte einen eigenen Reiz, den wir vergebens in unseren prächtigen Sälen suchten. Die weißen Wände waren mit großen, schönen gemahlten Aussichten aus Italien behangen. Die Meublen waren einfach, aber sie hatten schöne Formen, und waren äußerst bequem. Ein sehr schönes Instrument, mein Brautgeschenk an Röschen, stand

an der einen Wand. Der Boden von Brettern war rein, man hätte davon essen können. Das Zimmer war noch einmal so groß, und hell und hoch als sonst.

Röschen war gekleidet, leicht, aber geschmackvoll; einfach, aber unbeschreiblich schön. Um ihr Haupt her und um die Schultern wallten große blonde Locken, durch die ein blaues Band und ein paar Blumen geflochten waren. Sie hätte damit nicht in einer unserer Gesellschaften erscheinen können; aber an ihren Altar im Birkenwalde hätte sie hingehört; sie schien die Nymphe der Jugend, der Liebe, des Glücks. Hostmann war in einem einfachen kurzen Jägerkleide.

Da erschien ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, gekleidet wie Röschen, und trug das Frühstück auf reinlichen, von Weiden geflochtenen, niedlichen Körbchen auf. Eine stille Freude glänzte auf dem unschuldigen Gesichte des Mädchens.

„Meine Eltern, Ernestine," rief Röschen dem Mädchen entgegen —

„meine Schwester Lenchen! Nun sind sie da, nun bin ich wieder glücklich."

Das Mädchen setzte die Körbe nieder, und lief in Röschens Arme.

Es war eine verlassene Waise, die Tochter eines Predigers, die Hostmann zu sich genommen hatte. Das Mädchen glaubte selbst, daß Hostmann sie schon seit dem Tode ihres Vaters, seit sechs Jahren, hatte erziehen lassen. Er war der Freund ihres armen Vaters, er war bei seinem Tode zugegen gewesen.

Nach einer stundenlangen Unterredung Hostmanns mit ihrem Vater hatte sie der Sterbende an sein Bette gerufen. „Ich sterbe zufrieden," sagte er — „Ernestine! Du bist nicht verlassen. Gottlob! nein! Hostmann will Dein Vater seyn."

Nach dem Tode des Vaters holt eine Frau sie nach einem Hause auf dem Lande ab, wo noch einige junge Mädchen erzogen werden. Die Frau war arm, und doch waren die Mädchen, die sie unter ihrer Aufsicht hatte, alle so zu ihr ge-

kommen, wie Ernestine. Ernestine vermuthete nur, daß Hostmann sie alle erhalten hätte. Selbst die Erzieherin war von Hostmann gerettet aus dem Abgrunde des Mangels.

Das erzählte Ernestine Lenchen unter dem Versprechen, ja nicht darüber zu reden. Selbst ihre Art der Erziehung, meinte sie, sey Hostmanns Werk. Denn gerade wie sie hier lebte, hatte sie bei ihrer Pflegemutter gelebt. Das Mädchen redete mit der allerkindlichsten Begeisterung von Hostmannen und Röschen.

Wie uns Hostmann durch sein Haus geführt hatte, das eine kleine, aber ausgesuchte Bibliothek, eine Menge physikalischer und astronomischer Instrumente enthielt, so sagte er: „Sehen Sie, liebe Mutter, für einen Philosophen lebe ich reich und köstlich genug. Die Armuth ist kein Glück; aber Ihre Armuth war ein Glück für die Bildung Ihrer Kinder. Ich war, obwohl nicht reich, doch nicht arm. Aber ich liebte Röschen, liebste Mut-

ter; ach ich liebte sie mit einer unaussprechlichen Gewalt. Und ich hatte den Schwur gethan, den Sie kennen. Hätte Röschen mich nicht geliebt, dann hätte ich alles mit Ihnen getheilt, was ich hatte, und wäre dann in einer noch tieferen Einsamkeit vor Gram vergangen. Aber ich ahnte ihre Liebe, o meine theuerste Mutter, und mein ganzes Leben ist nun dem Glücke Ihrer Tochter geweiht!"

„So hoffe ich denn, liebster Sohn, Sie werden einmal so leben, wie es unserer jetzigen Lage geziemt."

„So bald Röschen ihr jetziges Glück geschmacklos findet, so versichere ich Ihnen, dann will ich leben, wie sie will; aber so lange weiß ich wahrlich nicht, was ich noch unserm Glücke hinzufügen kann. Das werden Sie selbst sehen, so lange Sie hier sind."

Sie sah es, wir sahen es alle, daß wir mit allem unserm Golde nicht eine Blume mehr zu dem Glücke dieses Hauses hinzu thun konnten. Der Tisch wurde zwar jetzt reichlicher besetzt; aber Host-

mann und Röschen aßen immer von Einer Schüssel. Sie tranken nur Ein Glas Wein. Mit der Sonne waren sie auf, und gewiß im Birkenwäldchen, wenn es das Wetter erlaubte.

Dann arbeitete Hostmann ein paar Stunden in seinem Kabinette. Dann war er auf dem Felde, im Garten, auf dem Hofe in der Landwirthschaft, und Röschen fast immer an seiner Seite.

Seine Leute waren junge, rasche, gutartige Menschen, die für ihn durchs Feuer liefen; denn Hostmann war für das Glück seiner Leute väterlich besorgt. Er hatte ihnen Allen die Hoffnung auf eine eigene Haushaltung eröffnet; seinen Mägden die Hoffnung auf eine Ausstattung. Es war nicht eine Hoffnung, die sie in dunkler Ungewißheit ahnen mußten, sondern es war ein Vergleich zwischen der Herrschaft und den Leuten geschlossen, der ihnen das Erwerben eines Eigenthums sicher machte, wenn sie sich redlich betrugen.

Sie mußten arbeiten, aber nicht wie Sklaven, sondern wie Menschen, die man glücklich sehen wollte. Hostmann lebte viel mit ihnen, und er gab sich alle Mühe, sie in den Künsten des Garten- und Ackerbaues zu unterrichten. Er machte sie aufmerksam auf den Vortheil, den sie davon haben mußten. Röschen war die Mutter ihrer Mägde, ihre Lehrerin in weiblichen Arbeiten. Wurde Musik gemacht, so waren die Leute im Zimmer, und Hostmann hatte die Kunst verstanden, seine Leute offen, zutraulich zu machen, ohne von ihrer Rohheit etwas zu befürchten zu haben.

Hostmann hatte das Gütchen gekauft, und hatte es durch Ankauf von Aekkern verdreifacht Er hatte freilich anfangs mit dem Hasse der Bauren zu kämpfen gehabt, aber nur Monate. Er foderte nichts von allen Leuten im Dorfe, und er gab ihnen so viel, mehr als sie fodern konnten. Er war ihr Freund geworden, und er hatte die göttliche Freude, nach und nach ihr Lehrer zu werden.

Der Streit mit dem Pfarrer war geschlichtet. Hostmann hatte den Sohn des Pfarrers, der vergebens um ein Amt anhielt, in ein reichliches Amt gebracht. Er hatte von den zugekauften Gütern die Verpflichtung übernehmen müssen, die Pfarräcker mit zu bestellen. Er bestellte sie, wie seine eigenen, und gab den übrigen Landleuten ein Beispiel, das befolgt wurde.

Er verschaffte dem Schwiegersohn des Pfarrers, man wußte nicht auf welchem Wege, die Versicherung der reichen Pfarrei seines Schwiegervaters, um die der alte Mann sehr bekümmert war. Da kam der Pfarrer zu ihm. Auf der Schwelle blieb er stehen, und rief mit gerührter Stimme: „Darf ich, Herr Hostmann? darf ich, Madame Hostmann?“

Hostmann und Röschen liefen ihm voll Liebe entgegen, zogen ihn ins Zimmer, begleiteten ihn auf die Pfarre, wo die Pfarrerin ihnen freundlich entgegen kam. Da fand sich's denn, daß der

Schwiegersohn ein alter Bekannter Hostmanns war, den er sogar schon, ehe er in Lindenhofen war, zu der Adjunctur verholfen hatte. Die Freundschaft war geschlossen, und der alte Haß vergessen.

Hostmann streifte noch wie sonst einen Tag, auch wohl zwei wöchentlich, in der Gegend umher bei seinen alten Bekannten, und er ging keinem Unglücklichen am Wege vorüber, ohne ihm Oel und Wein in die Wunden zu gießen.

Röschen saß einen Tag, da er abwesend war, auf einer solchen Reise, bei uns und erzählte uns einige seiner kleinen Reisebegebenheiten. Mir traten die Thränen bei diesen Erzählungen in die Augen, meine Frau sagte mit funkelnden Augen: „So muß Dein Mann reich seyn, Röschen, wenn er das alles kann!“

„Ich glaube es fast auch, Mutter,“ sagte sie mit frohen Blicken — „denn meine Armenkasse für die Unglücklichen in der Nachbarschaft, die ich zu besorgen habe, ist die größte im Hause. Er ist

reich, Mutter, reich wie die Natur, Mutter, und eben so wohlthätig."

Meine Frau zog ihr Schnupftuch hervor, und fing an zu knüpfen, sie erröthete aber, und auf einmal fing sie an bitterlich zu weinen.

„Was ist Dir, Rieckchen?" fragte ich.

„O laßt es mich nicht sagen," rief sie, bittend. „Wir müssen davor erröthen. Ich wollte einen Knoten in mein Schnupftuch schlagen, um es nicht zu vergessen — daß auch wir — reich sind. O Himmel, Himmel! auf unserm Golde ruht kein einziger Segen, kein Gebet eines getrösteten Unglücklichen."

„Rieckchen," rief ich — „Tausende ruhen darauf, liebste Frau! frag Röschen, frag Lenchen! Wir haben reiche Wohlthaten vertheilt."

„So ruht doch keiner auf meinem Herzen." Sie ging hinaus.

Es war eine hohe Rührung für uns Alle in dieser Szene.

„Vater," fuhr Röschen nach einer wollüstigen Pause fort — „Geld ist wohl das wenigste, was mein Mann vertheilt, außer bei seltenen Gelegenheiten. Rath giebt er; Hülfe, die aus Arbeit entspringt. Ich könnte sagen, es ist kein Mann sparsamer mit Wohlthaten, als eben er. Er hat seine eigene Weise, wohlzuthun, die das Unglück in seinen Quellen tödtet, und das kostet oft gar nichts als Vertrauen und Ueberzeugung, daß das Unglück dort ruht."

Wir gestanden, er war der beste Mensch unter der Sonne.

Einen Tag reisten wir in das alte Raubschloß, wo wir ihn zuerst getroffen hatten. Er hatte es ein wenig ausbauen lassen. Ein paar schöne Zimmerchen im gothischen Geschmack nahmen uns auf. Er wohnte alle Sommer mit Röschen hier vierzehn Tage. Der Sitz Röschens war noch jetzt immer ein Blumenthron.

Hier ging noch einmal unser ganzes Leben vor unsern Augen vorüber. Wir

gestanden uns, daß das Leiden des Lebens nur schwer wird, wenn wilde Leidenschaften es vergiften, gestanden, daß die Liebe, daß die Einigkeit, Vertrauen, Freundschaft eben aus den Leiden des Lebens die feinsten, geistigsten Vergnügen zu ziehen weiß.

Meine Frau philosophirte mit so vieler sanfter Resignazion über das Leben; aber das that sie immer, so bald sie in Hostmanns Gesellschaft war. Er war wie ihr guter Genius, bei dessen Erscheinung alle bösen Geister fliehen mußten. Sie war in Hostmanns Gesellschaft noch einmal so weise, so gütig, so menschlich, so groß als sonst.

Wir reisten wieder ab, und meine Frau sagte im Wagen zu mir: „Wir wollen von nun an ganz anders leben, lieber Herrmann. Wir waren wohl reich, aber nicht glücklich.

Lenchens Briefe.

Hannover den 1sten Mai.

Lenchen an Hostmann.

Wir besuchten, lieber getreuer Nachbar, auf mein Bitten, das Nonnenkloster in — ich weiß seinen Namen nicht mehr — im Hildesheimschen. Ich war in Gesellschaft der Familie des geheimen Sekretairs Strauch. Ich weiß nicht, woher in meinem Kopfe die Vorstellung eines Klosters so etwas Zauberisches, Schauerliches, Ueberirrdisches erhalten hat. Aber ich habe das oft bemerkt. Genug, ich fühlte mich ernster, da ich durch das hohe Thor, auf dem ein Heiliger stand, eintrat, und nun das Kloster mit seinen vergitterten Fenstern vor mir hatte, und seitwärts die Kirche, und das Thor hinter uns zuklaffte. Ich hätte mit keiner andern Empfindung in einen Feenpallast oder zu einem Geisterbeschwörer treten können, die geheime Sekretairin mochte reden, was sie wollte, von dem irrdischen Treiben im Kloster.

Es waren nur Frauenzimmer in unserer Gesellschaft. Wir wurden zur Aebtissin geführt, einer Bekannten der Sekretairin. Die gewölbte Zelle mit der Betbank, mit dem Kruzifixe auf einem kleinen Betpulte, die Kleidung der Frau, schwarz mit grau, ihr ernstes, frommes Ansehen, die leise Sprache, die gefaltenen Hände, das alles erregte in meinem Innern einen Schauer nach dem andern.

Nun erschienen die Nonnen, Paar hinter Paar, im leisen Gange, ernst und still, sich mit dem Haupte nur gegen uns verbeugend, die Hände kreuzweis auf die Brust gedrückt. Die Aebtissin gab Zweien den Auftrag, uns beiden jungen Mädchen den Klostergarten zu zeigen. Mamsel Strauch, die öfter hier gewesen war, verlor sich mit ihrer Begleiterin in das Gebüsch. Ich ging mit meiner, einem jungen Mädchen, das sah ich an der Gestalt, denn der Schleier bedeckte das Gesicht, eine finstere Tannenallee auf und nieder. Ich wagte es nicht, anders

zu reden, als mit leisen Worten. Mein Herz war bis zur Beklemmung voll.

„Ach, liebe Mamsel," hob ich zitternd an.

„Ich heiße Schwester Eucharia," antwortete sie leise. „Ich bitte Sie, mich so zu nennen."

„Schwester, o Schwester," sagte ich in einem gewaltigen Anfalle aller meiner Empfindungen — „theure Schwester Eucharia!" Ich breitete meine Arme aus zu einer Umarmung, die ich nicht wagte. Sie legte sich sanft in meine Arme, und indem sie ihren Schleier aufschlug, fragte sie: „Was ist Ihnen, mein Kind?"

Der Anblick ergriff mich noch gewaltiger; denn ihr Gesicht war himmlisch schön, doch ernst, wie das Gesicht eines betenden Engels. „Was ist Ihnen?" fragte sie, meine Hand an ihr Herz drückend.

„Ach," sagte ich mit Thränen — „ich beneide Ihnen den heiligen Schleier, die stille Einsamkeit, das ganze geopferte Le-

ben. Heilige Schwester Eucharia!" sagte ich, meinen Mund auf die weiße Hand, die anfing zu zittern, drückend.

Leise sagte sie, mit dem Ausdrucke einer hohen Begeisterung: „O Geliebte, nenne mich Du! Du bist die Erste, die — O was rührt Dich so? O liebe mich immer so!"

Wir setzten uns auf eine kleine versteckte Bank in den dunkeln Schatten junger, voller, reicher Cypressen, die uns ganz einhüllten. „O es ist hier schön," sagte ich — „in dem Umfange dieser heiligen Mauern!"

Sie schüttelte den Kopf sanft. „Es ist in der Welt schön, Geliebte," sagte sie leise, aber unmerklich hob sich die gebeugte Gestalt empor. „Aber es ist groß, das Opfer zu bringen."

„Welches?" denn mir schien es, als wohnte nur hier die Ruhe.

„Sagtest Du nicht ein geopfertes Leben? Ja, es wird hier geopfert," sagte sie, sich immer mehr erhebend.

Wir schwiegen beide, und drückten einander nur von Zeit zu Zeit die Hände, die in einander lagen. Ich sann, welche Opfer der Schleier fodern könnte, und in der Wärme meiner Gedanken fragte ich grausam: „Liebtest Du?"

Sie antwortete mit einer unverstellten Seelenruhe: „Ich liebte warm und heiß. Aber ich brachte mein Herz rein dem Himmel, dem ewigen Vater der Liebe. In unserer Ruhe wiederhole ich jeden Tag das Opfer, das schwere Opfer; aber es ist mir, als liebte ich hier desto reiner, desto treuer."

Ich verstand nicht, wen. „Wen?" fragte ich.

„Den Mann, der mich liebte, den ich heimlich wieder liebte. Mein Herz verbarg die Liebe, hieher floh ich. Zwar dachte ich mir alles besser, blühender, reiner, stolzer. Aber nun schon seit zwei Jahren bin ich mit Gott und mit meinem Herzen allein. Ich lebe unter den Sternen. Das Leben flieht unter Gebet und Arbeit, das Grab nähert sich. Ich weiß

gewiß" — hier legte sie sich schluchzend an mein Herz — „ich werde gewiß einmal glücklich werden."

Hostmann, es war eine Stunde, eine von den seelenreichen Stunden der innern Erhebung, die ich mit dem frommen Mädchen hier zubrachte. Wir fuhren zurück. Ich war ganz voll von der Empfindung, von dem Geiz, möchte ich sagen, von der geizigen Sehnsucht nach diesem abgesonderten Wirken für eine höhere Welt.

Da wir auf das Landhaus der geheimen Sekretairin zurück kamen, erzählte sie ihrem Manne und der Gesellschaft, welch einen sonderbaren und tiefen Eindruck das Kloster auf mich gemacht hatte.

„Ja," sagte ich frei — „ich hätte sogleich am Altare ewig der Welt entsagen wollen." Man scherzte über meinen Muthwillen, der wahrlich der rechte Beruf zum Kloster wäre.

„Und doch," rief ich, lebhaft — „fühle ich, Herr geheimer Sekretair, trotz meinem Muthwillen, wäre ich doch fähig, dieses Opfer zu bringen."

Es wurde ein allgemeines Gelächter bei meiner Versicherung. Und nun, mein getreuer Nachbar, Sie werden nicht lachen, wenn ich Ihnen diese Versicherung auch gebe. Sie kennen die Art meines Muthwillens.

Freilich in ein Kloster möchte ich nicht; denn ich sah noch denselben Tag genug, um zu wissen, daß andere Mauren, andere Schleier, andere Gebete, als die im Kloster, das sehnende Herz stillen müssen. Aber Schwester Eucharia kannte das Gelübde, was ich meinte. Ihre reine, unschuldige Seele war ihr weißer Schleier, ihre Sehnsucht nach einer ewigen Liebe ihre Mauer, die sie absonderte. Das eben meine ich, lieber Herr Nachbar!

Ich bin nicht so hochmüthig, lieber Hostmann, den Himmelsäther zu meiner Balsambüchse zu machen, von dem Monde übel zu reden, und von den Sternen dazu, weil meine Gedanken über sie hinaus fliegen können. Ich verlange nicht, nach der Sphärenmusik meine Polonaise zu

tanzen. Ich finde das Leben auf dem Spielballe der Erde recht angenehm; und die einzige Geige des blinden Bergmanns in Lindenhofen, war gerade keine bessere Musik da, ist gut genug für die Freude. Ich finde die Menschen recht gut, aber, lieber Herr Nachbar, ich fühle doch auch in meinem Innern, und zwar recht tief, Wünsche, gegen die das Leben ein wenig häßlich absticht, und Sie sind Schuld daran, daß ich nicht dem ersten Manne dem besten von fünf und zwanzig Jahren, der mich eine Göttin nennt, mit einer Verbeugung meine Hand geben kann.

Ich verlange auch gerade nicht, wie Adolph, eine Ausgabe auf Atlaßpapier in Marokin gebunden, mit goldenem Schnitt, aber ich verlange eine gute, leserliche, korrekte Handausgabe, hübsch gebunden, an der nicht hinten an ein ganzer Bogen voll Druckfehler steht. Ach, sage ich im Namen meiner Schwestern mit einem tiefen Seufzer, auch das ginge noch. Aber die Druckfehler kommen erst hinein, wenn man beim zweiten Bogen

im Lesen ist, und Druckfehler, die kein Engel wegschaffen kann, die am Ende den Sinn des ganzen Buchs entstellen, und aus dem Lust- und Freudenspiele ein Thränen- und Trauerspiel machen.

Ich habe versprochen, lieber Nachbar, Sie zu meinem Vertrauten zu machen, so bald mir so eine hübsche, leserliche Handausgabe eines hübschen Dichters — denn ein Dichter muß es nun einmal seyn — wie Sie selbst behaupten — vor die Augen käme. Aber auf die Bedingung, daß es zwischen uns beiden bleibe. Sehen Sie, lieber Hostmann, so bald Sie die Bedingung zu halten versprechen, habe ich siebenzehnjähriges Mädchen den Muth, meine Seele, mein Herz vor Ihnen hinzubreiten, mit allen Falten und Fältchen, mit allen tiefen und geheimen Winkeln, wie das Zeug zu einem Brautkleide, das ein Mädchen Faden vor Faden betrachtet, ehe sie kauft.

Schon dieser feste Vorsatz macht, daß ich erröthe; aber mag die Schamröthe meine Wangen zum Zerspringen bringen,

mag die Hand zittern, wie ein Verbrecher auf dem Richtplatze: so sollen Sie doch alles erfahren. So bald ich also die Versicherung von Ihnen habe, daß alles unter uns bleibt, so fange ich an zu beichten. Ihre Freundin, werden Sie sehen, ist keine Arria, oder wissen Sie einen größern Namen? aber auch kein Mädchen, wie meine Namensschwester, um derentwillen sich die Griechen und Trojaner die Hälse brachen.

Also Ihr Versprechen eines unbedingten Schweigens, und ich fange an.

Antwort.

Hier ist das Versprechen meines unbedingten Schweigens, liebes Lenchen, dagegen fodre ich Ihr Versprechen eines unbedingten Gehorsams, so bald ich sage: „Es ist das Blümchen Wunderhold nicht, das Sie an Ihr Herz drücken wollen!“

Was macht Röschen?

Hannover den 7ten Mai.

Lenchen an Hostmann.

Wunderhold? sagte ich so? Herr Nachbar, das bedarf einer Erklärung, die ich Ihnen zwar schon gegeben habe. Ich verlange — das versichere ich hier feierlich — weder einen Herkules, noch einen Gott, noch einen Mann, wie Hostmann, den ich allen Heroen, die Plutarch gelobt hat, vorziehe, und dessen Namen ich nie ohne eine kleine Schamröthe über die vielen Fehler einer seiner Schülerinnen nennen kann. Ich verlange die hübsche, leserliche Handausgabe eines Dichters, keines Miltons, keines Klopstocks, deren Seelen ein reiner, erhabener Himmel war. Ich bin schon mit einem Geßner zufrieden. Lieber Hostmann, ich zittre vor dem Gedanken, daß ich einmal von meinem Manne sagen müßte, was unsere lustigen Nachbarinnen von ihren sagen: ce n'est que mon mari! Ach, das fühle ich, ehe ich einem solchen Manne meine Hand

gebe, flüchte ich ins erste beste Kloster, und wäre es ein weibliches la trappe, flüchte ich jauchzend lieber in die Arme des Todes. Ich verlange einen Mann, auf dessen Gewissen kein Bubenstück liegt, weil keins darauf liegen kann, einen Mann, der nicht feigherzig vor dem Unglücke läuft; der lieber das Leben verläßt, und Weib und Kind dazu, als sich der Schande Preis giebt — einen Mann, der das Weib liebt, weil er ohne Liebe nicht glücklich seyn kann, der aber der Liebe entsagt, wenn die Ehre es gebietet — einen Mann, dessen Auge in den schönsten oder schwersten Stunden des Lebens jedesmal die Ewigkeit und eine zweite Welt erblickt. Ob er Magister der sieben freien Künste werden kann — bei Gelegenheit nennen Sie mir doch einmal die sieben freien Künste! Ich habe zehn Magister darum gefragt, sie wissen es nicht. Wir Mädchen wissen recht gut, welche Künste wir kennen, wir sagen's nur nicht — das ist mir eigentlich eins. Eine Kunst möchte ich gar zu gern, daß er sie hätte, liebenswürdig

seyn. Doch darnach habe ich ja zu suchen. Kurz, Sie verstehen mich. Es bedarf, um ein Mann zu seyn, keiner Sternenkrone, keines Heiligenscheins, keines Doktorhuts, keines Lorbeers. —

Kurz, hören Sie wohl, lieber Nachbar! Wenn Sie nicht mehr zu dem Blümchen Wunderhold fodern, als dieser Brief — denn weniger darf es nicht seyn — so gelobe ich unbedingten Gehorsam, so bald Sie sagen: Du hast Dich geirrt.

Denn, — ach! — ach! — irren können wir armen Mädchen uns gar zu leicht, wie jener, der einen Tiger im Gebüsch liegen sah, die Flammen der Hölle im Auge des Unthiers für die reine Flamme der Liebe hielt, sich nahte, liebkoste, und unter den Klauen des Tigers starb. Ach gäbe es eine Kunst, die lehrte, nicht zu irren in der Liebe, ich gäbe alle sieben freien Künste darum hin, sie möchten seyn, welche sie wollten.

Antwort.

Ich fodre von einem Manne, in dessen Arm Lenchen glücklich werden soll, nicht mehr, als Ihr Brief sagt. Also unbedingte Verschwiegenheit, und unbedingten Gehorsam! Sie sagen mir von Ihrem Hause nichts, Lenchen, und wie ich Abschied nahm, schien mir Röschen so blaß! Ich bitte Sie, mir etwas zu sagen.

Hannover den 11ten Mai.

Lenchen an Hostmann.

Daß Röschen blaß ist, wenn der Herr Nachbar Abschied nimmt, dazu bedarf man nicht gerade Magister zu seyn, um das zu errathen.

Ich fragte also den Herrn Magister Groß — welch ein lockender Name! — was denn eigentlich ein Magister sey.

Sie müssen nämlich wissen, lieber Hostmann, der Magister Groß ist in des geheimen Sekretairs Hause so halb und halb, was Sie in unserm Hause

sind, so halb und halb, sage ich, und ich gehe dort im Hause recht viel aus und ein; denn Mamsel Strauch ist in meinem Alter, ein fröhliches Geschöpf, und recht gut, und also meine Freundin, wie man das Wort hier gebraucht. Aber ich habe sie recht lieb. Sie müssen weiter wissen, der Magister Groß drängte sich, wenn ich da war, gern in meine Nähe, horchte mit einer Aufmerksamkeit, die mir recht wohl gefiel, auf das, was ich sagte, und ich sagte recht hübsche Sachen, wenn Herr Groß mein Nachbar war, und er lächelte, wenn die andern laut lachten; und wenn die andern jungen Herren mir fast zu Füße fielen vor Erstaunen: so stand er in der Ferne, und sein Auge sagte mir schweigend eine Achtung, die mir besser schien, als die Huldigungen der Andern.

Und sehen Sie, lieber Herr Nachbar, daß der Mann seine Künste kannte, die gewiß nicht unter den sieben freien sind. Er kam immer zu Strauchs, wenn ich da war, obwohl ich mit meiner Besuchzeit durch alle Stunden des Tages lief. Sang

ich, so hörte er zu. Spielte ich, so drehete er die Blätter um; war ich lustig, so lächelte er; war ich traurig, so trauerte er. Ging ich, so brachte er mir meinen Matin, meine Handschuhe, und mit meinen Handschuhen machte er sich in ein paar Sekunden so viel zu thun, daß ich gar dachte, ich würde ein Briefchen im Handschuhe finden.

Er stahl mir meine Blumen, die ich ins Fenster oder auf den Tisch legte; der andern Mädchen Blumen rührte er nicht an. Meine Freundin sagte von ihm: „Es ist ein sehr vortrefflicher Mensch!“ Der geheime Sekretair sagte: „Es ist ein geistvoller Mann!“ Madame Strauch sagte: „Für die Reinheit seines Herzens wollt' ich mit meiner Seele stehen.“

Ich las ein Buch von ihm, was er hatte drucken lassen, und es gefiel mir recht wohl. Wenn er redete, das kam selten, so redete er gut, mit einer Begeisterung, die sehr natürlich war. Aber mit mir redete er nicht zehn Worte, und meine Freundin sagte: „Das geschähe aus

einer übergroßen Ehrerbietung." Sehen Sie, liebster Nachbar, so fragte ich ihn denn, was eigentlich ein Magister wäre, so kam ich mit ihm auf die sieben freien Künste, die er nicht zur Hälfte kannte, dann auf die schönen Künste, von der Kunst auf die Natur, von der Natur auf Astronomie, von der er behauptete, sie wäre das beste Handbuch der Aesthetik.

„Und das beste Handbuch der Religion," sagte ich.

„Das ist am Ende dasselbe," sagte er wieder, und nun zogen wir beide empor unter die Sterne, und er redete davon — wie ein Besessener! sagte der geheime Sekretair. Und da ich merkte, daß es in meiner Brust warm auf- und abging, und daß mir seine Sprache vorkam wie eine Musik der Sphären, da bat ich ihn schnell, ohne ihn meine Rührung merken zu lassen, er sollte uns das Zurückgehen der Planeten erklären. Er gestand mit einer offnen Bescheidenheit, er wüßte das nicht. Das gefiel mir über die Maßen wohl, und so ließ ich mir geschwind von

ihm meine Handschuhe geben, und lief davon, um dem Pochen meines Herzens ein Ende zu machen.

Nicht wahr, lieber Herr Nachbar, für die erste Schlacht hielt ich mich noch gut genug?

Zu Hause umarmte ich Röschen so heftig, daß sie mich fragte: „Nun, liebes Lenchen, was ist Dir denn?“

„Ich glaube,“ sagte ich — „ich habe ein vierblättriges Kleeblatt gefunden.“ Sie lachte mich aus über meine Freude; aber ich hatte eine unruhige Nacht, und am andern Morgen sang ich mit einer sanften, zärtlichen Stimme mein Lied vom Blümchen Wunderhold.

Ich ging wieder zu Strauchs, und machte meine Sache so allerliebst, daß mich der blöde Herr nach Hause führen mußte. Unterwegs nicht ein Wort im Zusammenhange. Aber meine Hand in seinem Arme knüpfte doch zehntausend Fäden um unsere Herzen. Er hatte von unserm großen englischen Fortepiano gehört. Er wünschte es zu sehen, und meine

Freundin

Freundin erbot sich, ihn zu uns zu bringen. Das geschah. Er gefiel meinem Vater, Röschen, auch der Mutter. Mein Vater bat ihn. Er hatte nun Umgang in unserm Hause, und ich entdeckte immer mehr Eigenschaften des Blümchens Wunderhold an ihm.

Da las ich, ich weiß nicht, wo: Den Wein probire drei Mal, den Freund sieben Mal in der Noth, ob er Dir hilft, sieben Mal im Glück, ob er Dich nicht beneidet, und dann verlaß Dich auf ihn. Die Geliebte probire sieben Mal siebenzig Mal, und doch bist Du nicht sicher.

Das hat ein Schelm geschrieben, sagte ich. Aber der Rath eines Schelms kann doch gut seyn.

Ich war von einem Mädchen beleidigt, ich hatte bei der Sache nicht Recht; sie auch nicht. Ich stellte mich empfindlicher, als ich war. Ich bat meinen Groß, mir doch ein paar Verse, aber recht stachelicht, auf das Mädchen zu machen. Er lächelte; aber er brachte sie mir. Ich las

und erstaunte; denn übler konnte ihr bitterster Feind sie nicht behandeln.

Thränen traten in mein Auge, da ich die unglücklichen Verse las. Mein Herz that mir weh; denn ich fing an, ihn zu lieben. Ich machte mich ganz leise von ihm los, und ich hatte wohlgethan. Das fand sich nachher. Nicht wahr, Herr Nachbar, ich hatte Recht?

Antwort.

Sie hatten Recht, Lenchen. Aber Sie liebten den Mann von Anfang nicht. Stolz durften Sie auf diesen Sieg nicht seyn. Er war, dünkt mich, kein Mann. So bald ich Sie wieder sehe, Lenchen, will ich Ihnen sagen, warum.

Hannover den 14ten Mai.

Lenchen an Hostmann.

Nicht also, mein Herr Nachbar, sonst hat unsere Korrespondenz ein Ende. Sie dürfen nie mit mir, nie über das reden, was ich Ihnen schreibe. Nein! das müs-

sen Sie vorher versprechen. Sie verbrennen meine Briefe, und mit dem letzten Funken ist auch der Inhalt des Briefes für uns todt. Sie schreiben, aber Sie reden nie ein Wort davon mit mir.

Antwort.

Es sey. Sie haben wieder Recht, liebes Lenchen! Ich bedachte nicht, wie viel anders Ihr nächster Brief enthalten kann. Ihre Anstalten, Ihr auf die Heirath Ausgehen gefällt mir nicht, Lenchen. Mich dünkt, Röschen würde nichts von dem gethan haben, was Sie thun.

Hannover den 17ten Mai.

Lenchen an Hostmann.

Was soll ich armes Mädchen machen? Was? Mich hingeben den Wünschen meiner Mutter, die, wäre es möglich, mich und Röschen an ein todtes Adelsdiplom verkuppeln möchte? Wen habe ich denn zum Schutze als mich selbst? Rös-

chen hat einen Schutzengel gefunden, Hostmann, der ihr Herz mitten in seinen Zauberkreis einschließt, der ihr Glück mit dem Geisterringe Salomons versiegelt, aufbewahrt, daß keine unreine Hand es betasten kann.

Aber ich, wen habe ich denn, als mich selbst? O Hostmann, Hostmann, ich bin es, die den Zauberschild vor Röschens Herz hält, und ich verlange nur von Ihnen, Sie sollen die Wahl prüfen, die meine ganze brennende Seele geschlossen hat. Mehr fodre ich nicht, und Sie wollen mir das nicht gewähren?

Antwort.

Gott, Lenchen! Ich gewähre ja alles. Ich bitte Sie, senden Sie mir schnell Briefe, denn mich ängstet jeder Augenblick.

Hannover den 12ten August.

Lenchen an Hostmann.

O haben Sie mich nun erkannt, Nachbar, Bruder, Mann meiner theuren

Schwester? O mein Lehrer! Haben Sie nun den Schutzgeist des Herzens erkannt, das jetzt Ihr Glück des Lebens macht, und ohne mich verloren war, weil ihm das fehlte, was Sie an mir tadeln, der Wille glücklich zu seyn? O da Ihr beide in meinen Armen laget, ihr beiden theuren Seelen, und einer um den andern riefet: Lenchen war der Schutzengel unserer Liebe! Welche köstliche Minuten, die das Gefühl giebt, man ist der Schutzengel eines Menschen gewesen!

Und könnte ich es nun noch einmal seyn, Hostmann, mein Eigener, und der Schutzengel eines Unglücklichen, den ein böses Geschick auf dem Erdboden umher treibt, und sein eigenes wildes, aber großes Herz?

Ach, ach, Hostmann, ich zittre, dem Manne, der selbst auf die allerseltsamste Weise ein Herz für sein Leben, eine Liebe für seine Liebe suchte, zu sagen, wie ich ein Herz fand, wie ich es suchte. Die Welt ist ein zu strenger Richter für jeden Schritt aus der gewohnten Bahn, und

der Mensch nennet Narrheit, was Engel mit dem edelsten Namen nennen. Werden sie billiger richten? O wirst Du billiger richten, mein Bruder?

Ich kam aus dem Kloster zurück, von dem ich Ihnen erzählt habe. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich erschüttert war. Den andern Tag machte die Familie des geheimen Sekretairs einen Lustzug nach Herrnhausen zu einem Balle. Wie konnte ich mitfahren? Wie? Man lachte mich aus, da ich die Wahrheit ganz simpel sagte, daß die leisen Stimmen der Nonnen, daß die Stille der klösterlichen Einsamkeit, der gräßliche Schwur am Altare, die geheimen Seufzer einer vergebenen Sehnsucht, die frommen Gebete der Zellen noch in meiner ergriffenen Seele zitterten.

Der geheime Sekretair, der, wie Sie wissen, ein Mann von Geist ist, sagte mir zuletzt ganz ernsthaft, daß er anfinge, mich für eine Art von Närrin zu halten. Ein junger Herr blies während dieser Unterredung einen schottischen Tanz,

der dort gespielt werden sollte, auf seiner Flöte; die Mädchen hüpften um ihn her.

„Nein," rief ich — „mein lieber, fröhlicher Oheim, ich gehe nicht mit. Mein Herz ist voll eines geheimen Wehs."

„Ah," rief er komisch, und riß dem Herrn die Flöte aus der Hand — „put up your pipe! put up! and be gone! this is a pitiful case! ſhe is above the clouds, as high as heaven itſelf. O woful day! most woful day!"

Sie lachten Alle laut auf, und in einem frohen Chorus riefen sie Alle: „O woful day! most woful day!"

„Und doch gehe ich nicht mit," sagte ich, lächelnd — „mögen Sie sagen, was Sie wollen, ich habe keine andere Antwort als diese: my heart is full of woe! Und wer auf einem Grabe sich berauschen kann, der thue es. Meinen Sie nicht, ich könnte es, wenn ich wollte? Aber ich will diese Stimme der Schwester Eucharia in meinem Busen austönen

lassen, bis auf den letzten summenden unhörbaren Ton einer Glocke; ich will diese Empfindung auszittern lassen, bis auf die letzte unmerkliche Bewegung, weil ich will."

Das nimmt allemal den geheimen Sekretair ein. „Braves Mädchen!" rief er — „eine wahre Engländerin! Ich wollte, Mädchen, ihr hättet den Willen da der traurenden Schwester." Kurz, er litt nicht, daß Jemand mich noch bat.

„Es wird ihr nach einer Stunde gereut seyn!" sagte seine Frau.

„Kann seyn, aber es wird's Niemand erfahren. Laßt sie!"

Sie reisten ab. Eine Stunde nach der Abreise ging die Jungfer um mich her, mit einem bittenden Blicke. Ich sah, was sie wollte. Ich gab dem ganzen Hause Erlaubniß, sich so lustig zu machen, wie sie könnten. Ich blieb an der Hausthür in einem Zimmer, dessen Thür offen stand, sitzen, und nähete für die Jungfer an der Frauen Kleide, was fertig seyn sollte.

Alles war still im Hause, wie ausgestorben. Ich saß, nähete und fand, daß in dieser fleißigen Beschäftigung mehr Trost lag für meinen finstern Traum, als in dem Balle gewesen seyn würde.

Da erschien auf einmal vor der offnen Thür eine männliche Gestalt, und lauschte mit ein paar großen schwarzen Augen ins Zimmer, wo ich saß. An der Kleidung mußte ich glauben, es sey ein Bettler. Er trug einen hellblauen Rock, der so eng war, daß man wohl sah, er war für andere Zeiten oder für einen andern Menschen gemacht. Eine gelbe Weste darunter, der man das Alter ebenfalls ansah. Der Kopf war mit reichen, glänzenden, braunen Locken bekleidet, und so hübsch, daß man hätte wünschen mögen, man hätte ihn allein gesehen. Er hatte ein rundes Hütchen, selbst dieses Wort ist noch zu groß für das Ding, was ein Hut seyn sollte — in der Hand.

Er sah zu mir ins Zimmer hinein. Ich sah auf, warf einen Blick auf ihn, und er trat auf die Schwelle.

„Ich möchte gern die Ehre haben,“ hob er mit einer wohlklingenden Stimme an — „den Herrn geheimen Sekretair zu sprechen:“

„Er ist nicht zu Hause,“ sagte ich, mich ein wenig von meinem Stuhle erhebend.

Er sah mich mit einer drollichten Freundlichkeit an. „Ich habe etwas sehr wichtiges mit dem Herrn Kabinetssekretair zu reden,“ hob er wieder an — „etwas sehr wichtiges.“ Bei dem Worte wichtig legte er die Hand auf das Herz mit einer Bewegung, die seinem Worte den Freibrief der reinen Wahrheit gab.

Ich stand auf, weil diese Bewegung mich für ihn einnahm, um ihm näher tretend zu bedeuten.

„Ach,“ sagte er, weil er meinte, ich wollte ihn melden. „Aber ich muß hinzu fügen, daß die Sache nur mir wichtig ist, nicht dem Herrn geheimen Kabinetssekretair. Dem gar nicht.“

„Das wäre dasselbe,“ sagte ich — „aber ich muß um so mehr bedauren, daß

er nicht zu Hause ist. Wenn ich es bestellen könnte."

Er sah mich von oben bis unten an, als wollte er mir absehen, wie ich so etwas bestellen könnte.

„Sie sind die Jungfer vom Hause?" fragte er. Ich antwortete mit einem kleinen Knixe: „Ja, zu dienen; aber sagen Sie es immer, ich denke, Ihre Sache gut anzubringen."

Er sah mich wieder an. „Die Sache betrifft eine Kleinigkeit," hob er an — „eine arme Mutter, die im Elende verschmachtet, und ein Sohn, der den Herrn geheimen Sekretair bitten wollte, sie nicht verschmachten zu lassen."

Sein Ton war so eindringend, zärtlich und grimmig zugleich, daß er bis in mein Herz drang.

„Sie fodern eine Unterstützung, heißt das?" fragte ich.

„Wohl; nur nicht so, wie Sie es nehmen, Mamsel! Meine Mutter hat wohl einen Anspruch auf eine kleine Pension, aber keinen Vorspruch, als mich.

Und Sie sehen, Mamselchen," er breitete sich aus einander, um mir gleichsam mit einem Male sein Schicksal zu zeigen — „ich habe noch nicht einmal mein eigener Vorsprecher seyn können." Aber es war mehr etwas drollichtes in seiner Sprache, als etwas finsteres.

„Anspruch auf eine Pension? Und Sie haben wohl Papiere bei sich, die das unterstützen? So thäten Sie am besten, Sie gäben mir die Papiere, ich würde sie der Frau geheimen Sekretairin geben, die selbst Mutter ist, und durch deren Hände kämen sie in des Herrn Hände. Da wollte ich Ihnen wohl die Vorsprecherin verbürgen."

„Dann wollte ich, Sie hätten Hände, so weich, wie jetzt meine Empfindung, und so beredte Zungen, wie mein Schmerz."

Das sagte er gar nicht betrübt. „Ihren Schmerz," sagte ich — „darf man wenigstens nicht sehen; er lächelt."

„Ich lächle allemal, wenn ich einen Engel sehe, wie ein träumendes Kind."

Das Kompliment war eine freundliche Miene werth. „Aber Sie glauben nicht, Mamsel,“ fuhr er fort — „wie eilig das alles ist, wie sehr eilig! Jede Minute, die ich entfernt bin, reißt unerbittlich eine Stunde von dem Leben meiner Mutter ab.“

„Mich dünkt, da haben Sie selbst zu lange gezögert, wenn Ihre Mutter Ansprüche hat.“

„Vor vier Stunden sah ich meine Mutter erst wieder.“

„Warum hat Ihre Mutter sich nicht gemeldet?“

„O Mamsel, Sie scheinen die Menschen, die in den Erdgeschossen der Häuser wohnen, nicht zu kennen. Sie sind stumm, wie die Menschen, die unter der Erdrinde wohnen, stumm, wie die Todten. Sie wagen nicht einmal zu seufzen, als hätte die Brust, die nichts als Seufzer beherbergt, gar keinen.“

Hier, Hostmann, stand unser eigener Zustand lebendig vor meinen Augen.

Ich erschrak vor der Wahrheit seiner Beschreibung. Schnelle Thränen drangen aus meinen Augen. Er schien es nicht zu sehen. „Das Schlimmste dabei ist, Mamsel, daß man gerade so lange leben muß, als noch ein Seufzer in der Brust ist, daß kein Engel den letzten Verband, das Leichentuch, über die schmerzendsten Wunden zieht, daß die Natur das Instrument des ewigen Friedens erst unterschreibt, wenn alle Seufzer verbraucht sind, wie Könige, wenn sie keinen Menschen mehr finden zu Schlachten. Ach, schlimm ist es, sehr schlimm, daß alle Freude des Lebens für viele Tausende nur in Hoffnungen und Wünschen besteht. Aber kann der Reiche, kann der Fürst auf dem Throne, in dem Augenblicke der huldigenden Schwüre seines hoffenden Volkes mehr sagen? Man sollte für den Schmerz ein Lächeln bereit halten, um ihn damit auszuzischen; aber meine Mutter versteht es nicht. Ach, sie hielt ja den Blick eines Menschens, der sich nur nicht höhnend auf sie wendet, für ein Glück!

„Nein, ich versteh es auch nicht,“ rief ich — „den Schmerz auszuzischen, und so mögen Sie meine Thränen sehen, die Ihrer Erzählung und einem alten Andenken fließen. Aber Zögern soll unser Beider Schuld nicht seyn. Wenn Ihrer Mutter Ansprüche nur halb gerecht sind —“

„Ganz gerecht! —“

„So stehe ich für die Erfüllung dieser Ansprüche. Und da Ihre Mutter, wie ich verstanden habe, einer schnellen Hülfe bedarf: so zahlen Sie mir zurück, was wir jetzt durch einen Boten, der eben nach Hannover geht, Ihrer Mutter senden. Denn Sie selbst müssen wohl hier bleiben, um mor-gen den Herrn zu sprechen.“

Ich holte Papier, Feder und Tinte, und zählte vier Louisd'or auf den Tisch. Er sah mich an, mit Blicken, die er bald verfinsterte, bald wieder funkeln ließ. „Der Bote ist bereit. Sie selbst sind Schuld, wenn der Schmerz noch eine Stunde mehr von dem Leben Ihrer Mutter erhascht.“ Er legte die Hand an die

Stirn, dann schrieb er. „Und schreiben Sie," rief ich — „kein Kummer soll ihr wieder nahe treten; das darf ich im Namen des geheimen Sekretairs versichern."

Er sah mich einen Augenblick an, dann schrieb er wieder. Ich hielt ihm das Licht zum Siegeln. Ich las die Aufschrift, gab den Brief dem Boten, bat ihn zu eilen, und dann trat ich wieder zu ihm.

„Für einen so guten Sohn könnte vielleicht der Herr des Hauses auch etwas thun. Wer würde es nicht?"

In dem Augenblicke brachte der alte Bediente, der einzige im Hause, eine Flasche Wein und etwas zu essen, was ich bestellt hatte.

Ich schenkte ihm ein Glas ein, und bot es ihm. Er trank es hastig aus; aber den Teller mit dem Essen schob er heftig zurück.

„Sie sind nicht glücklich gewesen, Herr Gärtner!" sagte ich; denn sein Schicksal fing mich an sehr lebendig zu interessiren.

„Glücklich? fast muß ich mich besinnen, soll ich Ja oder Nein antworten.

Aber

Aber das weiß ich, liebes Kind, möge der Himmel alle Freude aus meinem Leben wegnehmen, und sie in Ihres werfen! Seit diesem Tage will ich es wohl mit dem Schicksale aushalten, ohne den Tod auszuschelten, oder zu loben. Und doch möchte ich sagen" — er erhob sein Auge flammend auf mich — „ich wäre erst von diesem Augenblicke an unglücklich geworden. Was ist's mehr?" fragte er sich selbst, die Arme über die Brust kreuzend — „ich war immer für das Leben zu viel oder zu wenig. Ich war für die Freude zu weich, zu heiß, zu phantastisch. Ich wollte die Minute mit meinem Herzen zu einem Leben ausdehnen, und das Leben in eine Minute zusammen fassen. Jede Göttin einer schönen menschlichen Freude wollte ich zu einer Parze machen, die den Faden meines Lebens abspinnen sollte. Ich verlangte von der Morgenröthe des Glücks eine ewige Verklärung. Ich verlangte von jedem Herzen ein goldenes Zeitalter, und zürnte doch selbst mit der Natur, daß sie nicht mächtiger, mit dem

Leben, daß es so dürftig, mit der Freundschaft, daß sie so arm sey. War ich denn reicher? Streckte ich mich denn nicht zum Schlaf? Trank ich nicht? Und war denn nicht mein Herz oft enger, als das Leben, oft enger als Herzen, die ich verachtete? Ihnen darf ich's ja sagen, Ihnen, ich war ein guter Sohn, nur ein Sohn, wie es Tausende giebt, einfach weg; ich liebte die Mutter, die mich unendlich mehr liebte, und diese gemeine Pflicht ist mir von dem Stolze meines ganzen Lebens übrig geblieben."

Ich stand betrübt da; denn er sprach aus dem Herzen. Er sah mich an. „Mich dünkt," sagte er — „ich habe schon wieder vergessen, was ich immer vergaß. Wann darf ich morgen kommen?" fragte er, kalt, mit einem Bücklinge.

„Morgen früh, wann Sie wollen. Lassen Sie sich nicht durch eine anscheinende Heftigkeit des geheimen Sekretairs irre machen. Und — wenn — wenn Sie etwan englisch redeten." Er bückte sich.

„Das wäre gut. Er redet es sehr gern."
Er bückte sich noch einmal und ging.

Fortsetzung.

In der Nacht kamen Strauchs zurück. Am andern Morgen erzählte ich meine kleine Begebenheit, und übergab dem geheimen Sekretair die Schriften des Herrn Gärtner.

„Albern! warum die Frau sich nicht längst gemeldet hat. Die Sache hat keine Schwierigkeit."

Ich sagte ihm, was der Sohn darauf geantwortet hatte. Er hörte aufmerksam zu. „Ich will wetten, das ist nichts mehr und nichts weniger als ein neuer Klosterbesuch, liebes Lenchen. Das ist so ein Mensch, der aus Faulheit oder phantastischer Hoffnung kein Amt hat annehmen wollen, und nun hinterher auf das bürgerliche, gemeine Leben loszieht, jeden Titel eines ehrlichen Mannes zu Schanden macht, weil er selbst keinen bessern und einträglichern hat, als den Titel Bettler.

Wäre er ein guter Sohn: so hätte seine Mutter nicht hungern müssen."

Ich antwortete ihm nicht; denn solche Reden hält er alle Mal, und hinterher mag er doch den Kopf leiden, der mit Sturm durch das Leben geht, auf Gefahr seiner eigenen Fenster, die dabei eingeworfen werden können.

Ich, lieber Hostmann, ich nahm einen sehr innigen Antheil an dem Jünglinge, der von sich selbst sagte, er sey zu weich für die Freude gewesen. Ich dachte an Röschen dabei. Sie war es ja immer. Und jede Freude des Lebens mußte den Sternenmantel der Ewigkeit tragen, oder das Leichentuch des Grabes, wollte sie einziehen in Röschens Seele.

Am andern Morgen kam er. Wir drei Frauenzimmer saßen in einem Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Ich konnte durch die eine unverdeckte Glasscheibe der Thür ihn sowohl als den geheimen Sekretair sehen.

Er machte eine Verbeugung, dann blieb er stolz vor dem Manne stehen, der in seinem ganzen Wesen das Gepräge des in der Welt gebildeten Mannes trägt, aber, wenn er will, unendlich stolz seyn kann.

Herr Gärtner?" fragte der Sekretair, seine Blicke nur auf dem Gesichte des Unglücklichen festhaltend, was ich ihm hoch anrechne; denn die Kleidung eines Menschen gilt ihm sehr viel.

„So heiße ich," war die sanfte Antwort. „Meine unglückliche Mutter —"

„Ihrer Mutter Ansprüche sind so gerecht, daß ich mich wundere, daß sie Niemanden gefunden hat, der ihr zum mindesten das sagte."

„Dann wäre sie nicht meine unglückliche Mutter. Aber sie verlor doch die Pension."

„Wohl nur durch ein Mißverständniß. So bald ich in Hannover bin, wird die Pension gezahlt, und wo möglich nachgezahlt. Sie sind aus Hannover?"

„Nein. Ich bin ein Sachse."

„Wie geht es zu, daß ein Mann mit Ihrem Auge — Sie haben studirt?“

„Fünf Jahre?“

„Und haben Zeugnisse?“

„Gehabt. Sie sind verloren gegangen.“

„Hm! Wie kann das verloren gehen, Herr Gärtner, worauf das Glück des Lebens beruht?“

„Das frage ich mich oft selbst. Damals, da sie verloren gingen, fiel mir nicht ein, daß das Glück des Lebens auf den Papieren ruhte.“

„Wo blieben Sie denn nach der Akademie?“

„Ich durchreiste Frankreich, Italien, die Schweiz, England.“

„Waren Sie reich?“

„Ich mahlte Miniatur, und konnte entbehren.“

„Und dann?“

„Ich wurde Assessor des Hofgerichts.“

„Was vertrieb Sie von da?“

„Ich wurde abgesetzt.“

Der geheime Kabinetssekretair fuhr zurück. „Darf man fragen, weßhalb?“

„Ich konnte mich in den Gang der Welt nicht finden. Ich kann es noch nicht, Herr geheimer Sekretair!“

„Wo blieben Sie da?“

„Ich kam in das Haus eines Ministers.“

„Nun?“

„Ich verließ es nach einem Jahre.“

„Sie werden von ihm ein Zeugniß haben?“

„Nein, ich verließ es heimlich.“

„Weßhalb?“

Der junge Mensch verbeugte sich. „Ich verließ das Haus mit einem stolzen Gefühl.“

„Wann?“

„Vor einem Monate.“

„So? so wie Sie da sind?“

„Nein. Ich habe Ihre Fragen beantwortet, wie ich sie jedem beantworten würde, der ein Recht hat, sie zu thun, mit ungeschminkter Wahrheit. Ich sehe an Ihren Augen, daß mir das keinen

Vorschub bei Ihnen gethan hat. Ich kann nichts weiter hinzusetzen, als das: Ich habe mir selbst nie das Wort: schuldig! sagen dürfen.“

„Das kann ich glauben, ohne darum eben besser von Ihnen denken zu müssen.“

Er bückte sich. „Ich darf Sie wegen meiner Mutter wieder erinnern?“

„Ja, mit allem Recht.“

Der junge Mensch bückte sich zum Abschied. „Haben Sie mir nichts zu sagen?“ fragte jetzt der geheime Sekretair mit einem sanften Tone.

„Nein!“

„Nein? nein?“

„Nein!“

„Herr Gärtner, ich habe große Lust, gut von Ihnen zu denken. Ich dächte, wir hätten noch ein paar Worte mit einander zu reden.“

„Das ist wieder sehr gütig; aber ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

„So hitzig, junger Mann? hat Sie etwas beleidigt? Ich weiß doch nicht, ob ich —“

„Ich achte Ihren Charakter, Herr geheimer Sekretair, und darum glaube ich, daß Sie nicht wissen, wie ich beleidigt werden konnte. Der Glückliche hat Rechte; der Unglückliche sollte sie auch haben. Nach der Schuld eines Unglücklichen sollte nur der Freund fragen, oder ein ganz schuldloser Geist. Aber, Herr geheimer Sekretair, Sie haben mehr gethan, Sie faßten das letzte Gut meines Daseyns, meine Ehre, verzeihen Sie, mit rauher Hand an. Lassen Sie mich Ihnen noch einmal mit dem Herzen eines Sohnes für das ruhige Alter meiner Mutter danken.“ Er bückte sich tief.

Der geheime Sekretair ergriff jetzt mit Herzlichkeit seine Hand. „Nein! nein! Sie bleiben!“ rief er.

„Sie würden mich nicht achten können, wenn ich nicht ginge; und die Achtung eines braven Mannes zu verscherzen, habe ich noch nicht gelernt.“ Er bückte sich, und er war zum Zimmer, zum Hause, zum Hofe hinaus.

Wir kamen ins Zimmer, der Sekretair sah uns verlegen an, und doch wollte er die Verlegenheit verbergen. „Lauf du durch die Welt, junger Hitzkopf!“ rief er, von einem Fuß auf den andern tretend, sich die Hände reibend, die Stirn bald faltend, bald glättend. „Der ist empfindlich wie der Südseeklee, der tanzt, wenn ihn das Licht berührt. Hol's der Henker! Ich wollte ihm ein wenig auf den Zahn fühlen.“

„Und da rissest Du ihm unglücklicher Weise ein paar Zähne aus, lieber Mann.“

„Ho! ho! habe ich es Dir nicht recht gemacht: so habe ich es Ihnen, meine Täubchen, noch wohl weniger Recht gemacht? he! ein geheimer Sekretair examinirt anders als ein Täubchen, das vor dem Anblicke eines Nonnenschleiers zittert.“

„Ich denke, Sie werden heute eben keine gute Laune haben.'

„Die beste von der Welt; denn der junge Mensch, denk ich, wird sich besinnen, zurückkehren.“

„Das wird er nicht."

„Nun so werd' ich ihn zu finden wissen. Denn Ihre Vorsprache, mein Täubchen, soll etwas gelten."

Ich ging hinaus und in den Garten, aus einer Ahnung, lieber Nachbar, ihn zu finden. Und richtig stand er zwischen Wollen und Nichtwollen am Ende des Gartens, an dem der Weg nach Hannover geht, bald den Weg, bald die Gartenthür betrachtend, da.

So wie er mich sah, stürzte er auf mich zu, und sagte leise: „Wie viele Wünsche erfüllt mir heute das Geschick! Ich konnte nicht gehen, ohne Ihnen noch einmal zu danken. O liebstes Mädchen, so stand ich oft am Scheidewege einer zu süßen Stunde. Und könnte ich es Ihnen doch sagen, mit Worten Ihnen sagen, daß Ihre gestrige Unterredung mit mir ein Echo der Freudentöne des Himmels ist, die in mein stummes Herz, in meine öde Nacht die Frühlingsmusik ferner Himmel hat erklingen lassen. Ich werde sie nie vergessen, o könnte ich es Ihnen sagen,

warum ich sie nie vergessen werde, die himmlische Musik eines empfindenden Herzens, damit Sie zuweilen, bei dem Anblicke eines andern Unglücklichen, an einen Menschen dächten, an dem die hohe Göttin der Liebe immer kalt vorüber ging, dem das Leben die Verklärung des Menschen versagte, auf immer!“

Das alles stürzte so schnell über mein Herz, liebster Hostmann, daß ich sicher in seine Arme gesunken wäre, hätte er mir sie offen hingehalten. Aber er stand bewegungslos da. Er sah mich nicht einmal an, er hätte sehen müssen, welch eine Glut seine Worte auf meinen Wangen entzündet, welch einen Sturm sie in meinem Herzen erregt hatten. Sein flammendes Auge hing in den Wolken. Nun wollte er gehen.

„So lassen Sie mich die Rechte einer Freundin gebrauchen,“ sagte ich endlich mit stockenden Worten und beklemmtem Athem. „Sie waren, dünkt mich, diesen Morgen zu empfindlich.“

„Diesen Morgen?“ fragte er, mit großen Augen, als ob er aus einem Traume erwachte. „Ach das! ja das! Nein, das wollten Sie mir doch in dieser Minute nicht sagen? in dieser Minute, da das Geschick — kein Großer, kein Mensch — ich dachte nicht an einen Menschen mehr — da das Geschick mich wieder aus dem Eden vertreibt, das ich gestern erblickte? O lassen Sie mich ja alles andere vergessen, und nur das Andenken an eine freundliche Stimme mitnehmen, das Andenken an ein mitleidiges Lebewohl, das ein freundlicher Wink Ihres Auges begleitet!“

„Und der Handschlag einer Freundin,“ sagte ich, ihm meine Hand reichend. Er nahm sie, er drückte meine Hand an seine Brust, die hoch empor schlug. Dann sah er mich an, und dahin stürzte er den Weg nach der Stadt.

Fortsetzung.

Verschwunden wie eine Erscheinung! Ich ging in die dunkle Allee zurück. Ich woll-

te mich trösten. „Es waren Worte," sagte ich — „Worte! nichts als Worte! — Warum weine ich denn?" — Ich wiederholte mir seine Worte, sie hatten sich auf ewig in meine Seele gedrückt. Auf ewig werden sie in meiner Seele ertönen. So oft ein Mensch vor mir steht, mir sagt: Er sey mein Freund, so werde ich an die Worte denken, an den Ton, womit er mir sagte: Er würde mich ewig nicht vergessen. Und ich werde dann sagen: Nur seine Worte kamen aus dem Allerheiligsten einer Seele, nur sein Ton war die Stimme der Liebe, und ich werde weinen und an ihn denken.

O mein Bruder, ich habe Dir das Versprechen des unbedingten Gehorsams gethan. O sage nicht, wenn Du dieses liesest: Vergiß ihn! Ich könnte nicht gehorchen! Sage nicht: Reiß Dein Herz von ihm los! Ich würde gehorchen, aber ewig würde das Herz bluten, das ihn auf immer liebt.

Ich bin diesen Morgen wieder in Hannover angekommen mit Strauchs-

Heute habe ich Ihnen geschrieben, Hostmann. Ich habe mich nach der Mutter erkundigen lassen, und habe nichts gehört, als daß sie in bitterer Armuth lebt. Wenn sie glücklicher wäre, man würde mehr von der Mutter eines solchen Sohnes hören.

Hostmann, ich erwarte Ihre Antwort, ehe ich einen Schritt weiter thue. Schreiben Sie sogleich.

Antwort.

Theure Schwester, daß ein Mann, wie dieser, Ihr Herz bis in die Tiefen erschüttert hat, war natürlich. Fast muß ich sagen, wie Sie: sein Herz ist schön und edel. Aber weiter wissen Sie nichts, liebes Lenchen. Seine Sitten kennen Sie nicht. Seyn Sie ja vorsichtig! Setzen Sie, wenn das Schicksal Sie nicht schon von ihm getrennt hat, seinem heißen Herzen eine heitere Empfindung entgegen. Ein glückliches Leben fodert die kleinen unbemerkten Tugenden der Sanftmuth, der Geduld so gut, und noch wohl mehr als die stolzeren des Muths, des Trotzes,

des festen, eisernen Willens. Es giebt nur eine Tugend, liebste Schwester, reine Liebe gegen das Gute, aber sie trägt mannichfaltige Gestalten. Ihre hohe Riesengestalt, womit sie oft die gen Himmel entflohene Tugend mit donnernder Stimme auf die verheerte Erde zurückruft, paßt nicht in die nied re Hütte des häuslichen Glücks. Es giebt Riesengeister, die bestimmt zu seyn scheinen, dem Menschengeschlechte große Beispiele zu geben; wer sich an sie zu ketten den Muth hat, muß auch den schönen Muth haben, das Leben zu vergessen, wie sie.

Wenn dieser Mann einer jener Riesengeister wäre, Lenchen! darnach haben Sie zu sehen, und dann, was Ihnen ihr Genius zuraunte, ob es nicht nur Worte sind, die er sagt. Es giebt eine Begeisterung, die in dem Augenblicke wahr ist, da sie der Geist fühlt; aber zwischen den seltenen Momenten einer tugendhaften, erhabenen, himmlischen Begeisterung fließt oft der dunkele Strom

eines

eines niedern Lebens weg. Seyn Sie vorsichtig, meine geliebte Schwester!

Ich hoffe, Ihnen bald mehr schreiben zu können; denn es ist mir, als hätte ich den Namen Gärtner schon öfter gehört, und in Verbindungen, die mir keinen Zweifel übrig lassen: Es ist Ihr Freund.

Ich finde nicht den kleinsten Tadel an Dir, meine edle Schwester! Der Himmel gebe Dir Glück, oder er lasse Dir Deinen Muth, das Unglück heiter zu tragen. Aber, Schwester, wie machst Du es mit der guten Mutter?

Hannover den 17ten August.

Lenchen an Hostmann.

Es ist mir lieb, lieber Bruder und Nachbar, daß ich Ihre Antwort noch nicht habe, die eben nicht viel Tröstliches enthalten mag. Ich bin beruhigt. Die ersten schmerzlichen Minuten der erwachenden Liebe, die in einem Herzen, wie meins, das nun einmal fest entschlossen ist, es recht ehrlich mit der Liebe zu meinen, wohl

immer einen großen Sturm erregen mögen, sind vorüber. Mein Herz schlägt wieder heiter und muthig. Die erste Liebe verlangt zu einem Liebhaber allemal einen Heroen, gegen den die Gestalten aller Heroen, aller Völker, nichts als bleiche, blut- und muthlose Gesichter sind, verlangt weiter, daß sie die ganze Kraft ihres Heroen-Charakters zu nichts als verliebten Seufzern gebrauchen sollen, gerade als wäre der Ozean nur zu der Wäsche eines Halstuches da, und der Weihrauch von ganz Arabien, das Balsambüchschen eines jungen Mädchens zu füllen. Dabei hat ein Unglücklicher den Vorzug. Man möchte den ersten Liebhaber gern in die tiefste Hölle stürzen, um ihn mit einem Händedrucke in den achtzehnten Himmel zu heben.

Kurz, lieber Nachbar, das Schellenkäppchen des Menschen sitzt auch unter dem Myrthenkranze der Liebe.

Das alles hatte mich so gut verführt, als meine Schwestern alle. Dazu kam, was immer anlockt, das Geheimnißvolle, daß

er mich für die Kammerjungfer nahm, und daß er mir seine Liebe so gerade zu nach zehn Worten erklärte; wenn es einmal wahr ist. Denn je mehr ich überlege, was er mir sagte, desto mehr erröthe ich, daß ich für eine Liebeserklärung nahm, was höchstens ein scharfes Gefühl des Dankes seyn konnte.

Sehen Sie, so stehen jetzt die Debatten in meinem Hause der Lords, in meinem Köpfchen. In meinem Unterhause gehts aber darum nicht weniger unruhig her; trotz dem, was mein Köpfchen sagt, schlägt mein Herz ganz anders. Da steht er als ein Riese, als ein Gott. Meine Phantasie pflückt ganze Lorbeerwälder ab, seine Stirn zu kränzen, und hängt alle Orden auf sein Herz. Sein Fuß ruht auf einer Weltkugel, und sein Geist in der Unendlichkeit. Hostmann, Hostmann, ich fühle, daß ich auf der Spitze einer Pyramide stehe. Aber Gottlob! Ich fühle es!

Ueberall, lieber Nachbar, sind die Zweifler übel daran. Ich weiß zwischen

der Liebe unserer Nachbarn jenseits des Rheins, die behaupten und erweisen: ce n'est que mon mari, und die Liebe bloß für die Brütofen in Aegypten ausgeben, und zwischen dem deutschen, jungen Mädchen, das die Liebe für den Lebensbaum beider Welten hält, kein Mittel. Ich möchte gar nicht lieben, dächte ich wie unsere Nachbarn, und ich möchte nichts als lieben, wäre die Liebe eine Pflanze des Himmels.

Ich hasse nichts mehr als diese Mischung des Himmels und der Erde. Ein Arzt kann nichts üblers thun, als über seine eigene Kunst Zweifel erregen. Er ist ein Narr am Sterbebette eines Menschen, wenn der Arzt, der nicht zweifelte, ein Gott ist.

Ach wer liebt, wer recht liebt, der weiß unbezweifelt gewiß, wie er mit der Liebe daran ist; und wer die Liebe für die Säemaschine der Natur hält, der wird mit Vergnügen einen Scheidungsakt lesen, an den ich ohne inneres Erbeben nicht denken kann.

Spät am Abend.

Ich danke dem Himmel, lieber Hostmann, daß ich den ganzen Morgen über die Liebe, sowohl in dem Briefe an Sie, als auch für mich selbst philosophirt hatte. Ich schämte mich den Nachmittag, vor einem Feinde die Flucht zu nehmen, der entweder ein Gott, oder ein niederes Thier ist.

Ich fuhr heute Nachmittag mit einer kleinen Gesellschaft auf Edlers Garten, wo ich wegen des dunkeln Wäldchens so gern bin. Ich machte mich nach zehn Minuten von der Gesellschaft los, und ging in das dunkle Wäldchen, um wo möglich zwischen meinem Oberhause und Unterhause einen Vergleich zu schließen. Statt dessen stand auf einmal, der den Tumult erregt hatte, vor mir, an eine dunkle Buche gelehnt, die Arme über die Brust gekreuzt, die Blicke an den Boden geheftet.

Ich konnte ihn ruhig betrachten zum ersten Male, denk' ich. Das erste, was

ich an ihm bemerkte, war, er war besser gekleidet, aber doch sehr schlicht und einfach, und in dieser Kleidung schien er einen guten Kopf höher. Ich konnte sein Gesicht genau betrachten, wieder zum ersten Mal. Ich sah jetzt, daß der ganze Reiz des Gesichts in einem Paar sehr offner, blitzender Augen bestand, in einem schönen Munde, und in einer schönen Farbe der Gesundheit.

Ich hatte Zeit; denn er konnte mich nicht kommen hören, ich ging auf einem weichen Rasen — ich hatte Zeit, mich zu fassen, troß den verdoppelten Schlägen meines Herzens, zu sinnen, was ich ihm, wie ich es ihm sagen wollte. Ich schlug mein Auge zu Boden, wie ich ihm näher kam. Ich hörte an einem Tone des Erschreckens, daß er mich gesehen hatte, und ich hob das Auge auf.

„Ach, sieh da,“ sagte ich freundlich und heiter. Und ihn betrachtend setzte ich hinzu: „Mich dünkt, heute führt uns eine bessere Stunde zusammen.“ Er kam lang-

sam von dem kleinen Hügel herab, auf dem die Buche stand.

Sehen Sie, lieber Hostmann, es mochte mit ihm etwas ähnliches vorgefallen seyn als mit mir. Er grüßte mich freundlich; aber wir standen da, beide wie ein paar gewöhnliche Adamskinder, uud redeten vom Wetter und der Kühle des Waldes. Wir gingen nun ganz natürlich, der Kühle zu genießen. Er sah mich von Zeit zu Zeit an, wenn ich eine Anmerkung machte, die ich wohl nicht in einem Vorzimmer konnte aufgegriffen haben, als wollte er mich mit seinen Blicken durchdringen. Ich konnte es wagen, Schritt vor Schritt mit meiner Laterne sein Inneres zu beleuchten; denn meine Gesellschaft saß am Spieltische, und der Garten wird fast gar nicht besucht.

Nach und nach wurde das Gespräch lebhafter, aber nicht empfindsam. Ich nahm ihm jede Gelegenheit dazu.

Wir suchten einen Ausgang aus der Kühle, der wir Lobreden hielten. „So ist der Mensch,“ sagte ich, lachend — „er

wird des Vergnügens satt, während er es lobt; und dächten wir an das Ziel des Lebens: so würde selbst das Wünschen uns erbärmlich vorkommen. Welch ein geringer Unterschied ist zwischen einem Glücklichen und einem Unglücklichen! Der Glückliche hat größere Wünsche, die so wenig erfüllt werden, als die kleinen des Unglücklichen. Ich könnte Ihnen beweisen, daß Sie so glücklich sind, als irgend ein Satrap in Asien."

„Ich habe es mir oft bewiesen" antwortete er, lächelnd — „und ich hätte in diesen Augenblicken eine Krone weggeworfen; aber es giebt doch eine Sehnsucht, die kein Rausch, nicht der Weinrausch, nicht der Rausch der Freude, nicht der Rausch einer glücklichen Liebe heilt."

„Vorausgesetzt, daß diese Sehnsucht nicht üble Laune, nicht Heuchelei, nicht ein verkappter Hochmuth ist. Ich will den Menschen lieber haben, der gedankenlos von heute bis morgen unter vier Mahlzeiten, An- und Ausziehen, Wachen und Schlaf weglebt, als den, der

aus Hochmuth so lange über das Leben grübelt, bis er es verächtlich findet. Ich hasse es von Herzen, wenn ein Farrenkraut sich zu einer himmelhohen Tanne aufbläht, weil es ihr ähnelt. Was ist also Sehnsucht nach dem Ueberirrdischen, wie man sagt? meistens nichts als die üble Laune über verfehlte, sehr irrdische Wünsche, oder als das fromme Wesen eines Geistlichen, womit er nicht sich, sondern sein Amt ehren will. Diese Sehnsucht —"

„Die wahre ist ja die Blüthe der Freude, ich kann mir nicht helfen, sie ist ja der schönste Duft des Lebens. Ich weiß es nicht, aber die stolzesten Blumen meiner Freude haben ihre Wurzeln in tiefen Thränen, in einer verborgenen Sehnsucht; und wenn ich nach dem frohesten Rausche der Freude in meiner Brust diese Sehnsucht am meisten unbefriedigt fühle: so ist wohl nur mein Schicksal Schuld, das die Freude nicht zu halten verstand."

„Ein Mann sollte es verstehen, denk ich. Will er den Eichbaum des Schicksals

aus einander reißen: so sollte er nicht heulen, wenn der mächtigere Baum zusammen schlägt und ihn fesselt."

„Sie haben vielen Muth."

„Nein, den nicht, mit dem Schicksal zu kämpfen; aber den, mein Herz und meine Laune vom Geschick frei zu erhalten."

„Und erfüllte es nicht einen Ihrer schönen Wünsche?"

„Mich dünkt, das Schicksal läßt keinen Wunsch, der schön ist, unerfüllt."

Hier sah er mich eine Minute lang mit einer stillen Gewalt an. Dann sagte er leise: „Ich möchte wohl das Schicksal und Sie beim Worte nehmen."

Ich verstand seinen Blick, ich verstand sein Schweigen. Ich mußte schnell abbrechen. „Man ist der Uneigennützigkeit seiner Wünsche selten gewiß."

Wenn der Zufall nicht Richter seyn muß über das Herz, sondern das Herz selbst; sonst ist freilich der schönste Wunsch der eigennützigste. Aber gut ist es, daß der Unglückliche in die Zukunft hinein

sieht, wie in eine Spiegelwand, die ihm nur die Bilder des zurückgelegten Weges zeigt, seine alten vergangenen Hoffnungen als neue, seine alten vergeblichen Wünsche als neue, die noch erfüllt werden. Es ist am Ende zwar eine Wand, die unendliche Aussicht, die ihn zurück hält; aber ein Traum ist ja auch eine Freude, und warum sollte ich es Ihnen nicht sagen, Ihnen, daß, seit ich Sie sah, ein neues Morgenlicht auf meinen nächtlichen Gang gefallen ist, und daß ich nun den Muth habe, nicht zu wünschen, sondern mich zu bessern?"

Er sagte das nicht mit der Stimme eines kranken, pipenden Hühnchens, sondern mit der Kraft einer männlichen Entschlossenheit, und so konnte ich ihm antworten: „Ihr Schicksal hat mich wahrhaft gerührt, Herr Gärtner!"

„Sehen Sie, meine Theure, Ihr schönes, weiblich schönes Herz fodert mein Schweigen nicht. Das dachte ich, das hoffte ich von Ihnen, aber nicht mehr. Kälte und Kummer kann ich verschweigen,

aber warum Liebe und Freude? Morgen reise ich ab; aber mit einer Freude, die nicht mehr unter der Gewalt des Schicksals steht. Wenn ich in den ziehenden Blüthenfrühling blicke, werde ich sagen: Er schüttet seine schönsten Blüthen auf sie; wenn der Sternenhimmel über mir liegt, werde ich sagen: Der Himmel betrachtet sie mit allen seinen Augen, aus milden Sonnen gebildet. So werde ich morgen schon sagen, und bin ich dann nicht glücklich?"

Sehen Sie, Hostmann, er hatte mir seine Liebe gesagt; aber sie hatte mich nicht ängstlich gemacht, nicht beklommen, nicht verlegen; sein Geständniß hatte nicht einmal mehr als eine ganz kleine Röthe auf meine Wangen gehaucht, so natürlich, so einfach kam es hervor, als sagte ein Mädchen mir, sie liebte mich; mich dünkt, dem Geschlechte gehörte nicht ein Einziges seiner Worte. Aber ich fühlte recht wohl, wie leicht diese Unterredung eine ganz andere Wendung nehmen könnte, müßte sogar. Ich mußte sie abbrechen, oder sie

mit einer Freimüthigkeit fortführen, die überall schwierig war. Doch in meiner Seele war eine Heiterkeit verbreitet, eine Ruhe, die mich wagen ließ, das Gespräch fortzusetzen.

„Es ist ja der süßeste Augenblick des Lebens, lieber Herr Gärtner, einen Freund erwerben, viel süßer ist es, was so selten ist, zwischen einem Mann und einem Frauenzimmer, deren Freundschaftsbund sogleich durch niedrigen Verdacht, oder durch andere Wünsche gestört wird. Warum sollte Ihnen nicht ein Mädchen, was sich selbst ehrt, sagen, sie sey Ihre Freundin, in dem edelsten Sinne des Worts?" Ich reichte ihm meine Hand. Er nahm sie mit einer schnellen Freude; aber dann sagte er nachdenkend: „Bin ich nun glücklich? Ja, ja, Liebe, ich bin es, ich bin es! Wäre nicht der schönste Theil aller meiner Hoffnungen erfüllt: so verdiente ich nicht einen so schönen Wunsch gehabt zu haben."

„Und so," sagte ich heiter — „lassen Sie mich sogleich des Rechts bedienen, das

mir der Name Ihrer Freundin giebt. Sie waren zu stolz gegen den geheimen Sekretair."

„War ichs? war ichs wirklich? so bin ich nur stolz! Aber wäre ich es noch nicht gewesen, meine Freundin: so wäre ich es jetzt, von jetzt an. Er war, wie alle Reiche und Vornehme, und ich — vermied ihn nur. O fodern Sie nicht von mir, meine Theure, das Schicksal noch einmal zu tragen, was mir von allem das Unerträglichste ist!"

„Kein Wort mehr davon! Warum redeten Sie nicht englisch?"

Sollt ich ihn denn in einem Netze fangen?

Ich schämte mich, Hostmann, meine Wange glühete. Ach, unsere Schwäche zieht uns instinktmäßig zu kleinen Listen, die wir für unschuldig halten, weil wir nichts Böses wollen. Nicht wahr, Hostmann, das war ein schöner, ein feiner Zug seines redlichen Charakters?

Ich ließ mich weiter gar nicht darauf ein; auch konnte mir ja nichts daran lie-

gen. Wir kamen auf England. Er erzählte mir von seiner Reise in England. Wir redeten über Dichter, Weiber, Sitten, Landleben.

Das Gespräch gewann nun einen frohern Charakter. Er wurde jetzt witzig; aber selbst sein Witz behielt einen erhabenen Charakter; das ergötzte mich, und in der Vergessenheit meiner Freude, sagte ich ein paar englische Verse.

„Ich hielt Sie,“ sagte er, auf einmal mich betrachtend — „für die Jungfer des Hauses.“

„Was ich auch bin,“ sagte ich schnell aus einer Lust, die Sie an mir kennen. Aber man spricht in unserm Hause so viel Englisch, daß mein Ohr ein paar Verse leicht abgehört hat.“

„Und wie heißen Sie?“

„Neugierig darf mein Freund nun gar nicht seyn. Helene heiße ich. Aber um ihre Neugierde zu bestrafen, verbiete ich Ihnen, sich nach mir zu erkundigen.“

„Helene," sagte er — „der Name nur, das Bild nur, soll mich morgen begleiten."

„Sehen Sie, da haben Sie die lästige Freundschaft meines Geschlechts schon. Sie sollen morgen nicht reisen, auch übermorgen nicht, nicht eher, als bis ich Ihnen Lebewohl sage."

Er stand, mich betrachtend vor mir, und sah mir ins Auge.

„Was wollen Sie," fuhr ich lustig fort — „in der Fremde? was hier nicht eben so gut zu haben wäre? Was suchen Sie, Gärtner?"

„Brodt!"

„Hm, das ist in Hannover auch zu finden, mein edler Herr! Und welche Art Brodt suchen Sie? Das Zuckerbrodt des Glücks, oder das schwarze des Lebens?"

„Helene, muß ein Mann einem Mädchen in dieser Unterredung stehen?"

„Der Mann nicht, aber der Freund. Ist Ihre Freundschaft nichts mehr, als das Zuckerbrodt der eitlen Neigung, mein Herr: so thun wir wohl, kalt zu einander

zu

zusagen: be gone! away! all is done! Ist sie aber ein Geist aus dem Himmel: so habe ich ein Recht so zu fragen. Mein Herr, merken Sie wohl, ich bin nicht die Lerche, die aus der schmutzigen Ackerfurche gen Himmel singend empor steigt, und dann wieder in die schmutzige Furche zurückfällt. Ich bin die Nachtigall, die in den Blüthen des Frühlings unbeweglich sitzt, und ihr Lied Tag und Nacht singt."

„Worauf sollt' ich antworten, Helene?"

„Welch ein Brodt Sie suchen."

„Eine Hütte, ein Feld zum Arbeiten, eine Stunde täglich zum Denken, und den Gesang einer Nachtigall."

„Das ist viel, sehr viel gewünscht. Und hätten Sie es gefunden, mein Herr?"

„So wollt' ich bleiben, und alle Jahr auf eine Stunde wie diese hoffen."

„Lassen Sie sehen, wie viel ich von alle dem erfüllen kann. Ich lebe reich, reicher als Ihre Wünsche, in dem Hause meiner Herrschaft. Ich habe ein kleines Vermögen, was ich jetzt nicht gebrauche.

Ich gebe es Ihnen. Sie kaufen dafür —"

„Helene, hier muß ich Nein sagen."

„Be gone then! away! all is done! nein, mein Herr, Ihre Freundschaft will ich nicht. Sie würden einen Kontrakt daraus machen, zu dem wir am Ende Pergament und Notarien gebrauchten, um einander zu trauen. Ich will eine reine Freundschaft, reines Gold, zu dem kein Zusatz eines unedlen Metalls gemischt ist. Wenn der Freund das Schlechteste, was ich besitze, verschmäht: wie will er dann je ein Recht haben auf mein Vertrauen? Was muß er dann nicht verschmähen? Mein Herr, antworten Sie einfach! Wenn ich arm würde, Sie wären reich: wollten Sie dann mich nicht retten?"

„O Helene, mit den Quellen meines Lebens, mit dem warmen Blute aus meinem Herzen!"

„Das würde ich nun nicht fodern; aber Ihr Geld würde ich mit der gleichgültigsten Miene nehmen. O sagen Sie ja nicht, Sie sind ein Mann! Ich mag

nicht gern schlechte Grundsätze mit schlechtern Entschuldigungen vertheidigen hören. Morgen sende ich Ihnen mein kleines Vermögen. Sie mögen sehen, ob es zureicht zu einer Hütte, zu einem Felde zum Arbeiten. Die Stunde, zu denken, mögen Sie sich am Schlafe absparen; und jedes Jahr eine Stunde, wie heute, verspreche ich Ihnen, wenn Sie anders mich meinten."

„Helene," sagte er — „hätte ich das je für möglich gehalten, was jetzt wirklich ist? Aber nun frage ich Sie: Wie heißen Sie?"

„Helene."

„Wer war Ihr Vater?"

„Ein Mann, ärmer als Sie. Wir hatten nichts als ein niedriges Strohdach, einen Garten, der uns das schwarze, sehr schwarze Brodt des bloßen Unterhaltes gab; aber wir waren glücklich."

„Wer hat Ihren Geist gebildet?"

„Ein sehr edler Mensch. Ein wahrer Philosoph, den Sie lieben werden, wenn Sie ihn sehen."

„Werde ich Sie wieder sehen?"

„Künftigen Donnerstag, hier im Garten."

„O Helene, Helene, wie soll ich es fassen, was ich Ihnen sagen muß! Mein Herz — —"

„Mein lieber Freund, mischen Sie unserer Freundschaft nichts Fremdartiges zu. Sie sehen, wie leicht das schöne Verhältniß unter uns gestört werden kann. Möchten Sie es stören?"

Er schwieg. Er sah mich an. Dann faßte er meine beiden Hände. „Wundersam," rief er — „eine zauberische Erscheinung, so geisterähnlich, und doch wie das Phantom eines nichtigen Traumes fesselt meinen Geist an den Himmel oder an die Hölle. Leb wohl! Ich sehe Dich wieder. O wenn Sie mich täuschten! Nein! nein! dieses Auge täuscht nicht, diese Stimme nicht, dieses Herz nicht! Leb wohl!" Er ging schnell durch das Gebüsch; und ich setzte mich nachdenkend und liebend mit meinem Strickzeuge zu meiner Gesellschaft, das Auge voll Freudenthrä-

nen, und die Brust voll einer unendlichen Unruhe.

Hannover den 24sten August.

Lenchen an Hostmann.

Eben erhalte ich Ihre Antwort, liebster Hostmann. O aus dem Zittern, mit dem ich sie erbrach, fühlte ich, wie sehr ich ihn liebe! Liebe? liebe? Ja, Hostmann, ich sage wie er: Ihr Herz ist zu schön, als daß ich Ihnen verschweigen sollte, daß ich ihn liebe. Ich liebe den Mann mit der ganzen Kraft meiner Seele; und wenn Ihr Gebot oder ein finsteres Schicksal mich von ihm trennte: o so mag die Mutter ihren Willen haben, so will ich einem Stammbaume die Hand geben, so mag die Adelskammer in Wien ihren Segen über meine Ehe sprechen, oder das Wappenheroldsamt in London; dann fühl ich, es wird mir gehen, wie in dem Mährchen dem ersten Menschen, der auf einem Hügel saß, das erloschene Auge auf die Pforte des verlornen Paradieses richtete, und so starb.

Wie ich mit meiner guten Mutter auskommen und mit dem Geschmeiße des Herolds-Office, den Gesandten der Reunionskammer, und den Helden des Arrondissementsfachs — denn mehr sind diese Leute nicht, in meiner Mutter und in meinen Augen?

Wie ich mit diesen Leuten auskomme? o vortrefflich lieber Hostmann! Es ist eine Lust, mit diesen Menschen zu thun zu haben. Leider, leider ist es bekannt geworden, daß meine Hand zu haben ist, für ein Wappen mit einer Baronetskrone oben darauf, daß ich bestimmt bin für einen Habicht in einem blutrothen Felde oder für einen Wildenmann, der in der Welt nichts faßt als sein Wappen, oder für einen Leopard, der seine blutrothe Zunge aus dem Rachen hervor streckt: und so finden sich Herren genug, alt wie ihre Stammbäume, mit verschuldeten Gütern, Sünder, die ihr Vermögen, Gesundheit und Geist in Paris ließen, um die schöne Helene zu freien.

Seit Roger einen Blitzableitermacher, und Röschen einen Menschen geheirathet haben, seit Adolph behauptet, er würde nie eine andere als eine der neun Musen heirathen, bin ich allein noch übrig, um meiner Mutter die Thür in die Adelsassembleen aufzuthun, und sie hat mich im Ernst zu ihrem Schweizer Thürsteher bestellt.

Dieses Amt geradezu abzuschlagen, verbieter mir die Liebe zu meiner ehrwürdigen Mutter und die Klugheit zu gleicher Zeit. So bald ich das erste Wort dagegen sage, giebt meine Mutter ihren ganzen Plan auf. „Gott soll mich behüten,“ sagt sie — „daß ich nur eines meiner Kinder unglücklich machen sollte!“ Aber dann sitzt sie und stützt das Haupt in die Hand, und seufzt, und schwört, daß ihr in der Welt alles der Quere ginge, daß Niemand von allen ihren Kindern irgend einen Ehrgeiz hätte, etwas in der Welt vorzustellen.

Sie quält den Vater, sie quält mich, die Leute im Hause, sich selbst. Es ist ein Elend. Und so, alle dem Elende ab-

zuhelfen, habe ich mich kühn entschlossen, zu sagen: Ich hätte den Ehrgeiz, mein junges Leben an irgend einen Krodo oder Irmensäul aufzuopfern, nur verlangte ich Ehrenhalber, die Leute sollten sich an mich selbst wenden. Auch verdienen es diese niedrigen Sünder nicht besser, als ich sie behandle. Von einem Herrn, von einem Manne von funfzig Jahren, mit einer kahlen Glatze und zitternden Händen, die immer Karten zu mischen scheinen, worin er sein ganzes Vermögen verthan hat, mit einem Gesichte, das wie ein grauer Acker voll tiefer Furchen aussieht, die nicht das Alter, sondern die Nachtwachen am Spieltische und die Sünde gezogen haben, von diesem Herrn ließ ich mir seinen Stammbaum vorzeigen. Er brachte ihn mit. Aber es waren so viele Lücken in seinem Stammbaume, wie in seinem Geiste, und ich erklärte ihm mit einer tiefen Verbeugung: Er wäre mir viel zu jung. Er möchte mir's nicht übel nehmen, ich verlangte einen ältern Edelmann, als er die Ehre hätte zu seyn.

Einem andern Herrn, mit ein paar gläsernen Augen, und einer Lorgnette davor, die geschliffen war, hohl wie ein Teller, mit hängenden Backen, und so ausgedörrt, daß man seine Beine recht gut für Vogelbeine hätte halten können, versicherte ich beim sechsten Besuche, daß ich ihn liebte, mit einer Leidenschaft, die mir selbst unbegreiflich wäre; aber da er so eitel wäre, alle seine Siege auszuplaudern: so wollte ich eine Wette mit ihm eingehen. Wenn er sechs Monate hindurch verschwiege, daß ich ihn liebte: so wollte ich ihm den letzten Tag des sechsten Monats meine Hand geben; und wenn er plauderte: so sollte er mir schriftlich auf seine Ehre versichern, daß er weiter keine Ansprüche auf meine Hand machte. Zwei Monate hielt er Wort, das war seine Strafe. Ich schrieb ihm die zärtlichsten Briefe; dem konnte er nicht widerstehen. Er zeigte sie. Ich erfuhr es, und gab ihm trocken seinen Abschied. „Ich werde der Stadt Ihre Briefe zeigen, Mamsell," drohete er.

„Das thun Sie, Herr Baron, und wenn Ihnen jemand glaubt: so kommen Sie wieder, so gebe ich Ihnen meine Hand." Er konnte Niemanden finden, der ihm geglaubt hätte. Er wurde so lächerlich, daß er Hannover verließ. Er hat meine Briefe noch; aber jedermann glaubt, er hat meine Briefe nachgemacht.

Einem ausschweifenden, jungen Wüstlinge setzte ich in einem Anfalle von Eifersucht eine Pistole an die Stirn, und da er lachte, feuerte ich sie ab. Sie war nur mit einem Dutzend Körnchen Pulver geladen. „Nein, Mamsell," rief er, ganz bleich — „auf die Gefahr wage ich es nicht mit Ihnen. Alle Teufel! das könnte mir den Kopf kosten!" Er ging.

Mit einem Hitzkopfe disputirte ich.

Mit einem Pinsel machte ich die Philosophin. Kurz, ich jagte sie alle zum Henker, zur großen Freude meines ehrwürdigen Vaters, und zum großen Lachen des geheimen Sekretairs, von dem ich die Nachrichten über meine Freier einzog.

Meine Mutter mußte mir zugeben, daß ich Recht hatte. Meine Liebhaber gaben so viel Blößen, daß sie sich selbst schämte, es mit ihnen zu halten. Aber sie versicherte mir zu gleicher Zeit, daß sie niemals zugeben werde, daß ein anderer als ein Edelmann meine Hand erhalten sollte.

„Mütterchen," sagte ich, lächelnd — „der erste Mensch war ein Edelmann, und ein Gärtner, nach dem alten Sprüchworte. Einen Gärtner, kommt der, den nehm ich aus."

Ich wußte wohl, was ich sagte, lieber Hostmann; denn mein Freund war Gärtner geworden, und nun lassen Sie mich von ihm erzählen.

Fortsetzung.

Ich sendete ihm den dritten Tag eine kleine Summe von vierhundert Thalern, die mein Vater mir gab, und die ich von meinem Nadelgelde voll machte. Er antwortete mir, was ich Ihnen beilege.

Gärtner an Helenen.

So ist einem Blinden, der nur in schönen Träumen eine Welt sah, und dem eine wohlthätige Hand im Schlafe das Gesicht wieder gegeben hat. Er schlummert fort, er weiß nicht, welch ein Glück ihn erwartet. Er öffnet das Augenlied, um nun seine eigene Finsterniß zu sehen, und vor dem Glücklichen steht eine schönere Welt, als die er träumend sah, die Schönheit, die Natur, mit ihrem Sonnenauge, mit ihrem grünen blumenvollen Gewande voll Leben.

So ist es mir. Ja, meine Freundin, ich hatte das Leben längst aufgegeben. Ich rede nicht von dem, was der Mensch Glück nennt, nicht von der Armseligkeit, wonach der Mensch seine Wünsche und seine Kraft ausstreckt. Ich rede von dem Leben im Leben, von der Freundschaft, von der Tugend. Ich hatte es aufgegeben. Aus einer zu seligen Jugend, im Arme der schönsten Natur, unter der Aufsicht eines vortrefflichen Vaters, unter den Bildern

der Riesenwelt der Vorzeit, vor dem Spiegel großer schimmernder Menschen, unter den Schriften der Alten, frei erzogen, stehend auf dem stolzen Felsen einer reichblühenden Gesundheit, voll Liebe gegen alles, weil ich Alles für schön hielt, trat ich in die Welt ein, die mit reicher Hand alle Kränze des Ruhms, der Freundschaft und — warum soll ich es Ihnen nicht sagen? — der Liebe mir bot. Mit meinem Herzen, geizend nach Wahrheit und großen Thaten, trat ich ein in die schöne Welt, und fand nichts, als die widrige Bewegung, das lärmende Getümmel des Eigennutzes, der Titelsucht und der Sinnenfreude.

Das Glück gab ich auf, aber nicht die stolzere Empfindung, das Herz zu finden, mit dem ich meine eigne Welt bauen könnte. Ich gab auch sie auf, und ich verbannte mich selbst nach acht unfruchtbaren Jahren in die Vorwelt der großen Alten.

„Und wenn keiner mein Herz erkennt,“ rief ich geduldig — „so ist es doch nichts

desto minder wahr. Ich irre mich nicht mit meiner Sehnsucht nach dem Baume des Lebens, und sollte seine Wurzel erst im Grabe stehen."

Ist es Tugend, den Dornenstich einer Rose zu verschmerzen: so ist's auch Tugend alles, auch das Größte zu verschmerzen. Ich war noch glücklich genug; blieb mir doch der Traum meiner Tugend, ein fernes Indien, das die Phantasie mit unsterblichen Palmen, mit ewigen Blüthen krönt, blieb mir doch die Quelle aller schönen Hoffnungen, die innere Sehnsucht, die Sie so unfreundlich tadelten, zurück, und das Andenken an ein Leben, das keine Schuld bedeckte, zurück. Ich war noch glücklich genug. Da fand ich meine unglückliche Mutter, da fand ich eine Freundin.

O wenn das, was Sie mir so theuer macht, Erhebung eines schönen Herzens ist, und nicht das frohe Spiel einer verlangenden Jugend: o so habe ich ein Herz gefunden, aus dem ich den Nektar des Lebens nehmen kann; so haben Sie ein Herz

gefunden, Helene, an dem Sie alle Geheimnisse, jede Sehnsucht, jeden Seufzer, jede Freude des Ihrigen sicher verhauchen dürfen. Wäre es nichts, als eine freundliche Täuschung gewesen, Helene: o so hätten Sie doch das bleiche Haupt eines Todten zuletzt mit einer duftenden Rose des Lebens geschmückt. Ich liebe Sie, Helene! Wie? wie ein Vater die Tochter, wie eine frohe Mutter ihr Kind, wie ein Bruder die Schwester, wie ein Geliebter die Braut. Warum soll ich eine Minute älter werden, ohne es Ihnen zu sagen? warum nicht von Ihnen fodern, es mir zu sagen? Wie eine Freundin den Freund! wie eine Schwester den Bruder!

Eine Welt könnte zwischen uns niederstürzen, wenn Du es gesagt hast; aber dann nähme ich eine Freude mit in das Grab, und ein Herz schlüge dem Freunde in einer bessern Welt entgegen.

Gärtner.

Fortsetzung.

Das las ich, Hostmann. Das las ich. Nach einer Stunde einer geheimen, mächtigen Erschütterung, nahm ich die Feder und schrieb ihm — lesen Sie, was ich schrieb. Ich werde es nie bereuen.

Helene an Gärtner.

Mein Freund schrieb mir einmal: Es giebt eine Begeisterung, die keine Lüge ist; aber zwischen den seltenen Momenten einer tugendhaften, erhabenen, himmlischen Begeisterung, fließt oft der dunkle Strom eines niedern Lebens weg. Können Sie diese Worte ohne eine innere Erschütterung lesen, Gärtner: so habe ich Ihnen meine Liebe gestanden, die Liebe der Freundin zu dem Freunde, die Liebe der Schwester gegen den Bruder, — der Braut würde ich sagen, gegen den Geliebten, wenn ich Herr über mein Herz und über meine Hand wäre.

Meine Liebe gegen Sie ruht mit Ihrer Wurzel in den Tiefen einer reinen Seele.

Nehmen Sie aus meiner Freundschaft den reinen Thau der Liebe, und er erfrische ewig Ihr Leben.

Ihre Freundin Helene.

Antwort.

Ich habe die Worte Ihres Freundes mit einem ruhigen, stillen Herzen gelesen, meine Freundin. Mein Leben ist rein wie Ihre Liebe. Wie die Freundin den Freund. Herr über Ihr Herz sind Sie gewiß. Aber ich forsche nach keinem Geheimnisse, das vielleicht die schönste Weiblichkeit verhüllen muß. Ach, nur verhülle sie mir nicht eine ewige Trennung!

Ich setze nicht ein Wort mehr hinzu, mein theurer Hostmann. Ich mag Ihrem Urtheile nicht vorgreifen. Mein's ist auf immer gefällt.

Hannover den 10ten Sept.

Lenchen an Hostmann.

Du antwortest nicht, mein Bruder, und ich habe schrecklich entschieden.

Ich sprach ihn den bestimmten Tag wieder auf Edlers Garten.

Wir gingen mit einander in einer Seitenallee des Wäldchens auf und nieder. „Ich habe Ihnen viel zu danken, Helene,“ hob er an — „und noch mehr zu klagen.“

„Ich liebe das Klagen nicht, mein Freund,“ sagte ich. „Es ist weise, des Augenblicks mit frischem Lebensmuthe zu genießen. Die ungewisse Zukunft ist nicht unser.“

„Das eben ist's. Denn über dem frohen Augenblicke soll der geheimnißvolle Schleier der Zukunft nicht liegen. Ich will doch wissen, ob in dem goldenen Becher, den ich an die Lippen setze, Wein oder Gift ist.“

„Und wäre das mit uns der Fall?“

„Der ist's! Sie sind nicht Herr über Ihr Herz und über Ihre Hand, schreiben Sie! Ich war entschlossen, keine Frage darum zu thun; aber ich kann's nicht. Ich habe mit dem Schicksal so oft gekämpft. O Helene, Helene, was gäbe ich jetzt

für den stillen Sonnenschein eines einfachen, durfichtigen, sichern Lebens! Zweifeln Sie nicht an meinem Muthe; aber meine Wünsche sind stiller geworden, beschränkter, einfarbiger. Was gäbe ich nicht hin für das Herz, für das Leben, für die Freude meiner Mutter, die im frohen Genusse den Tag durchläuft, den Morgen wieder anfängt, keinen Plan macht, der über den Abend hinaus reicht, keine Freude kennt, als das Glück ihres Sohnes. Was, Helene, was ist denn das Glück? eine heitere Tugend für mich, und die Hoffnung einer glücklichen Nachkommenschaft. Die Kindheit allein sorgt für sich selbst. So bald das Herz an zu schlagen fängt in der leblosen Statüe des Jünglings, will es nur das Glück des Freundes, der Geliebten, einer Welt; dann später das Glück der Kinder. Es ist so einfach. Ich wollte, ich könnte Ihre Hand nehmen, Helene, und ich führte sie in den Garten, den ich besitze, zu meiner Mutter. Ich habe Mittel, Sie zu ernähren, ein Herz, Sie glücklich zu ma-

chen, bis die Natur Ihnen und mir das höhere Glück der Fortdauer in theuren Pfändern unserer Liebe giebt."

„Ich habe es so geträumt. Sie sind von meinem Stande, dessen Wünsche bald befriedigt sind. Sie sind, dachte ich ja, unabhängig, der Himmel schien so heiter, obgleich er nur über einem kleinen Thale groß genug für Eine Hütte, für ein Feldchen, für ein Spielplatz glücklicher Kinder, herhing. O warum muß durch diesen reinen Himmel eine kalte dunkle Wolke ziehen, und sich fest lagern am Abhange des Thals!"

„Warum, mein Freund, warum? Freilich ist es übel, daß man so fragen muß. Und am Lichte besehen, haben Sie nicht einmal Recht. Denn wäre das Glück so einfach: so würden die Menschenkinder lustig Paar nach Paar in irgend ein Thal hüpfen. Wie bald ist nicht eine Hütte erworben? ein Feldchen, welches das bedürfnißlose Paar ernährt? Zu den Füßen der Eltern ist Platz genug für das Häufchen Kinder zum Spiel. Auch treibt

die Natur die Menschen Paar nach Paar hinein, nicht in ein Thal voll Zufriedenheit — was kümmert das die Natur mit ihren größeren Planen? — sondern in eine Hölle, in ein Arbeitshaus, in eine Marterkammer, in den Tempel des Hasses, der Eifersucht, der Naserei. Es ist doch gut, es ist doch gut, daß man sich eine Minute Bedenkzeit zu funfzig Jahren nimmt, und das zutrauliche Herz nimmt selten mehr. Ich kaum so viel.“

„Das alles soll sagen, liebe Helene?“

„Gar nichts, lieber Gärtner, als daß Ihre einfache Freude gar nicht so wohlfeilen Kaufs ist, als Sie meinen.“

„Wir? ich und Sie?“

„Wir beiden, zum Exempel, stünde uns nichts anderes im Wege, wir wollten wohl, denk' ich, eine Ausnahme machen. Wäre diese Hand in meiner Gewalt, Gärtner, ich wollte sie Ihnen mit einem endlosen Vertrauen geben, und Sie sollten mich in Ihr arkadisches Thal führen, voll eines stillen Sonnenscheins; aber

da das nun nicht geht: so, Gärtner, so wäre es besser, wir klagten nicht, wir hofften —"

„Und darf ich nicht wissen, Helene —"

„Alles, alles, Freund! Lassen Sie uns hier sitzen." Ich hob nun, nachdem ich dreimal Luft in die Brust zu dem frohen Muthe geschöpft hatte, den ich gebrauchte, an: „Ich habe gelernt, wie veränderlich das menschliche Leben ist. Ich habe aber in kostbaren Stunden auch gelernt, daß das Unglück eine Quelle der feinsten Freuden werden kann, in Gesellschaft von Menschen, die mit theilnehmenden Herzen die Bildung des Geistes verbinden. Ich weiß, so gut wie Sie, wie wenig das Leben bedarf, und Sie sehen es diesen weichen Händen wohl nicht an, daß sie Harke und Sichel im Ernst geführt haben."

Er faßte meine Hand, zu sehen, wie weich sie wären, Hostmann.

„Ich hatte," fuhr ich fort — in meiner Familie ein Beispiel einer erhabenen,

reinen Liebe, die so ätherisch, so aus reinem Stoffe gewebt war, so aus Sonnenstrahlen, aus Himmelsluft, daß unsere Liebe sie nicht erreichen kann."

„Welch ein Wort, Helene!" rief er, meine andere Hand auch fassend — „welch ein schreckliches Wort!"

„Sehen Sie, Herr Philosoph, wie unermeßlich jetzt wieder ihre einfachen, beschränkten Wünsche werden. Wahrhaftig, mein Herr, ich werde einmal übel in Ihrem Thale mit Ihnen fahren, wenn Sie so viel zum Leben verlangen. Aber glauben Sie mir, lieber Gärtner, daß ich die Wahrheit sagte. Meine Schwester, schön wie ein Engel, demüthig und heilig, wie eine Madonna, gebildet wie eine Muse, liebenswürdig wie eine Grazie, jung wie Hebe, umgeben von einem Haufen der liebenswürdigsten Jünglinge, wählte einen alten, häßlichen Bettler, auf dessen Wange ein großes feuerrothes Branntmahl saß, freiwillig, weil sie ihn unbeschreiblich liebte."

Hier sah mich Gärtner starr an, und mit großen Augen.

„Sie sehen mich an, als zweifelten Sie. Aber was ich Ihnen sage, ist ganz wörtlich wahr. Denn dieser alte, häßliche Bettler war ein tugendhafter, liebenswerther, kräftiger, edler Mann, das Ideal aller Männer, und Sie, Sie, lieber Gärtner, werden mit diesem Manne zu thun bekommen.

„Diese Liebe habe ich erlebt. Ich selbst liebte nicht; denn eben dieser Mann war mein Lehrer gewesen, und so konnte ich leicht die Bewegungen der Eitelkeit von Liebe unterscheiden. Aber, lieber Gärtner, ich wollte glücklich seyn, ich wollte glücklich seyn, wie meine Schwester war, an einem menschlichen, an einem treuen Herzen, in den Armen eines Mannes, der nicht nur tugendhaft, sondern auch muthig seyn sollte, das Glück zu verachten, wenn es seyn müßte, und die Glückseligkeit zu retten, sich selbst, sein Weib, seine Kinder.

„Ein solches Herz, einen solchen Mann suchte ich für mein Herz, was wahrhaft zu lieben versteht; ich, welche den Namen der Muthwilligen trug, ich suchte ihn mit festem Sinn und heiterer Stirn. Aber ich wußte, lieber Freund, daß die Liebe blind ist; und wie sollte da ich Arme das bescheidene Blümchen Wunderhold finden! In einer schönen, selten schönen Stunde versprach ich meinem Freunde, ihm unverholen die ersten Bewegungen meines Herzens zu gestehen, und ihn zum Richter über meine Entschlüsse zu machen. Ich foderte von ihm unbedingtes Verschweigen; denn, mein Herr, meine Mutter — eine sonst vortreffliche Frau —“

„Sie haben eine Mutter?“ —

„Eine sehr reiche Frau, vielleicht die reichste Bürgerliche hier im Lande —“

Er sah mich mit verfinstertem Auge an.

„Hat ihren Kopf darauf gesetzt, ich soll meinen Namen an einen Edelmann verlieren.“

„O mein Himmel! Helene!“

„Ich lebe indeß mit meiner Familie so glücklich, so sehr glücklich; denn Sie kennen das schöne Herz dieser Mutter nicht, daß ich nicht offenbar mich ihrem Wunsche widersetzen mag. Sie sehen also, warum ich von meinem Freunde unbedingtes Verschweigen fodern mußte. Denn meine Liebe konnte leicht ein seltsames Ding werden. Er versprach es, und foderte dagegen von mir unbedingten Gehorsam."

„Wozu?" fragte er, bestürzt.

„Wenn, wenn er mir sagte, ich hätte in dem Manne meiner Liebe nicht die Blume Wunderhold gefunden, um dann sogleich meine Verbindung mit dem Manne abzubrechen."

„Wie kann er sich anmaßen, er sey, wer er wolle, ein solcher Richter zu seyn?"

„Das kann Er."

„Das kann Niemand, Helene. Nun denn, Sie antworteten?"

„Unter geheimen Schauern antwortete ich: Ich verspräche ihm unbedingten Gehorsam und ein unbedingtes Vertrauen. Diese Unterredung, lieber Gärtner,

liest er auch in drei Tagen. Nehmen Sie sich also in Acht."

„Es mag Ihnen groß scheinen, Helene, dieses Versprechen abzulegen, noch größer, es zu halten. Ja, es mag! je mehr ich es überlege, desto mehr scheint mir es so, obwohl es größer wäre, es nur zu können, aber seinen Willen so in die Gewalt eines Menschen zu geben?"

„Dieses? dieses? Gärtner, Sie kennen ihn nicht."

„Gleichviel! wer! gleichviel! Ich möchte mich nicht so zu einem Sklaven eines höhern Wesens machen. Wahrhaftig nicht."

„Nicht, Gärtner? Wenn Sie einen Freund hätten, der mit inbrünstiger Liebe für Sie besorgt wäre, der am Scheidewege Ihre Hand faßte, und mit liebender Stimme und sorgender Liebe riefe: wenn Du Dich irrtest, Gärtner! O Freund, wenn Du dennoch Dich irrtest! Dann könnten Sie nicht sagen, Gärtner, gut, Du sollst der Richter meines Willens seyn! Ich will Dir alles, alles

entdecken, und ruft Deine Stimme: kehre zurück! dann Freund, was es auch diesem Herzen kosten wird, ich kehre zurück. Das könnten Sie nicht, Gärtner? O was wärst du denn, heilige Freundschaft, die du eben so heiß liebst, als die Liebe, nur großmüthiger bist und weiser als sie!"

„O das könnte ich, theure Helene! Ich habe es um etwas Minderes gethan, als um die Freundschaft. Aber um einen unbedachten Schwur einem Freunde zu halten, will ich das heiligste Gefühl nicht beleidigen, die zarteste Blüthe der Natur, des Glücks, des Herzens nicht zerreißen. O Himmel! o mein Herz! wenn ich liebte, ich, nicht wie ich Dich liebe, Helene, mit diesem göttlichen Feuer, nein viel minder, viel minder, und diese Liebe, und diese Geliebte sollte von dem Urtheile eines Andern abhängen? sollte — die Braut, die freie Braut, die Königstochter des Himmels, auf die lächelnde Engel die Blicke richten, die sollte betteln an der Schwelle eines Andern, als des Geliebten? Liebe sollte ihr Richter nicht seyn?

sondern, die eben so bestechliche Klugheit, die so leicht getäuschte und beleidigte Empfindlichkeit sollte der Richter der Liebe werden? O all ihr Schutzgeister des Lebens, behütet mich, daß ich nur die Liebe zum Richter der Liebe mache, daß ich die Braut nicht zur Leibeigenen des Freundes mache, daß ich der Braut nicht die Krone nehme, nicht den königlichen Schmuck, den sie bei allen Völkern trägt, zum Zeugniß, daß sie die einzige freie ist, die über alles herrscht; und sie sollte ich in Fesseln schlagen? O behütet mich, ihr Schutzgeister der königlichen Liebe!"

Er war aufgestanden. Er hatte sich von mir abgewendet. Er sprach mit großem Eifer.

„Nein, Helene, nein," rief er auf einmal — „so mißverstehen sich unsere Herzen nicht, nein so nicht, so schrecklich nicht, daß zwischen uns, in dem warmen Sonnenschein unserer Liebe, dieser kalte tödtende Frosthauch bleiben sollte. Nein! nein!"

„Sonderbarer Mensch!" sagte ich, seine Hand ergreifend, und ihm freundlich zulächelnd — „Sie kennen ihn nicht, sage ich Ihnen!"

„Wer er auch ist, und wäre er ein Engel, und wäre er ein Gott! Ueber meiner Geliebten Liebe sey Niemand in der Welt Richter als ich! ich allein. Ich will meine Liebe nicht erbetteln von einem Dritten. Bei Gott nicht! Liebe um Liebe! Das ist das größte Gesetz der Freiheit. Das soll keine Gewalt mir rauben, ich entsage der Liebe, die ein anderes Gesetz erkennt.

„Ach, Gärtner, Ihr kleines Thälchen ist, wie ich sehe, groß genug, zu einem großen Flammenheerde des Zorns!"

„Zorns, Zorns! Helene? Nein, nicht Zorn; aber ich fühle, ich stehe an einem furchtbaren Scheideweg. Ich bin betrübt!"

„Wunderbares Wesen! Sie erlaubten also der Braut nicht einmal den Rath der Eltern?"

„O den, den — den hat die Natur dem Mädchen gegeben! Aber jenen haben Sie freiwillig und frevelhaft selbst gewählt, nicht Rath, sondern Befehl.

„Also meiner Mutter Rath dürfte ich hören?"

„Es kann seyn, daß ich mein Urtheil spreche. Ja, Helene, ja! sage ich kühn. Den sollen Sie hören!"

„Und Sie hätten mich gewiß verloren!"

„Ich will Sie lieber verlieren, als so besitzen."

„Gärtner, was muß ich hören?"

„Was Sie, so lange ich athmen werde, hören müssen, sollen, worauf das Glück meines Seyns beruht, meine Ehre, meine Tugend, meine Ruhe und meine Liebe. Ich liebe Dich, Helene, mit der unaussprechlichen Flamme eines lang verkannten und verstoßenen Herzens. Du warst die Erste wieder, seit Jahren, die Mitleiden hatte, die mich erkannte, die mich ehrte. Ich verließ Dich, Helene,

ich verließ Dich, wie den Altar meines Heils, wie das Allerheiligste der Natur. Der Weg nach Hannover, den ich ging, war öde, aber in meiner Brust lag eine trostlose, flammende Wüste. Mit jedem Schritte entfiel ein Himmel mir, bis über mir die dunkle Nacht der Hoffnungslosigkeit hing. Und doch, ich Glücklicher! nahm ich die Thränen Deines Auges, Deine Seufzer, Deine Blicke mit; sie leuchteten wie Sterne in der Mitternacht. Ach, rief ich, und sank nieder auf der einsamen Haide, nach vielen Jahren, wenn der gestrige Tag, der heutige Morgen voll Entzückung schon weit hinter mir mit dem Leben versunken ist, wenn dicht vor meinen Füßen das offne Grab liegt: so werde ich mich noch einmal umwenden nach dem heutigen Tage, und lächelnd werde ich sagen: Es hat doch ein Herz an meinem einmal liebend geschlagen! O Helene," fuhr er fort, und ich zerfloß in Thränen der Liebe — „so liebte ich Dich! Aber mitten in dieser Liebe schwöre ich, ich will Dich gar nicht besitzen, soll ich Dich von einem

Manne

Manne erbetteln! Nein, Helene — — doch wie? liebst Du mich denn?"

„Ja, Undankbarer, ich liebe Dich. Ich liebe Dich, so wie Du mich liebst. Ich bin fest entschlossen, alles für Dich hinzugeben; an Deiner Hand, wenn das Schicksal es gebietet, das väterliche Haus zu verlassen, und Dir alles aufzuopfern, alles! nur das einzige nicht, den göttlichen Glauben an die Freundschaft, an den Freund! O er wird Dein Freund, Dein Bruder seyn, den Du fürchtest!"

„Ich fürchte ihn nicht; aber ich hasse ihn, den Stolzen, der so frevelhaft —"

„Gärtner, das darf ich nicht hören. Bei Gott, wir stehen hier am Scheidewege, wie Sie sagten: den Glauben an den Freund soll die Liebe nicht antasten."

„Und von der Freundschaft hat die Liebe nichts zu betteln. Helene, sag, daß Du mein bist! Mein, mein, ohne diesen kalten Zwischentreter! Versprich mir, er soll von jetzt an nicht ein Wort zu unserer Verbindung reden. Er darf nicht. Nein, er darf nicht!"

„Er soll! Er muß!“

„Wir sind geschieden, Mädchen!“ sagte er. „Ich kann unglücklich seyn; aber um die Seligkeit darf ich nicht betteln, weil ich Ihrer werth seyn will, Helene!“

„Er muß entscheiden,“ sagte ich, weinend. „Aber, Gott, Gärtner, was fürchten Sie denn!“

„Das ist schlimm; wir verstehen uns nicht mehr. Helene! Helene! So lebe wohl!“

Er bückte sich, und ging den Weg in das Wäldchen. Ich stand wie erstarrt da. Auf einmal schien mir es, als hätte er Recht; ich wollte ihm nachrufen. Es schien mir, als müßte mein Herz aus den harten Steinen Geschrei erpressen. In meiner Brust war nicht Athem genug zu einem Seufzer.

Ich hob den Fuß, um ihm nachzugehen, und in diesem Augenblicke wurde ich ängstlich gerufen. Ich verbarg mich schnell in das Gebüsch. Man rief noch lauter, ich kam wieder zu mir, und der Donner brüllte ganz nahe bei mir.

Ich kam hervor, ich konnte mein bleiches Gesicht auf das Gewitter schieben, das mich überrascht hatte. Man führte mich ins Haus. Das Gewitter kam. Es hielt bis Mitternacht unaufhörlich an. Es war mir, als läge eine Welt voll Schmerz auf meinem Herzen. Nach Mitternacht kamen wir zu Hause. Am andern Morgen befand ich mich übel. Ich konnte keinen Boten senden.

Um Mittag sendete ich einen Boten mit ein paar Worten. Die Mutter antwortete mir, ihr Sohn sey mit dem Aufgang der Sonne abgereist.

O und nun Deine Antwort, theurer Bruder!

Antwort.

Er hatte Recht, meine edle Schwester! Er hatte Recht, und er ist ein edler Mann. O Helene, sieh, das meinte ich. Deinen Sinn für das Außerordentliche, wozu ich vielleicht mit meiner Liebe zu Deiner Schwester die Veranlassung gewesen bin, hat Dich verleitet, Dein

Glück auf eine gefährliche Spitze zu stellen Warum aber soll er denn verloren seyn? hat er nicht seine Mutter? wird sie nicht erfahren, wo ihr Sohn ist?

Liebste Schwester, wir konnten unter einander den Vertrag machen. Ich mußte ihn machen, um Deiner Phantasie einen Zügel zu geben. Aber er, er mußte es nicht wissen, liebstes Lenchen! Er hatte Recht. Liebe ist der Preis der Liebe. Er wäre kein Mann gewesen, wenn er Dich erbettelt hätte, aus den Händen, auch der reinsten Freundschaft. Du wirst, denk' ich, noch mehr von ihm hören, was ich erst jetzt erfahren habe.

Die Klosterfrau.

Von dem allen wußten wir nichts. Meine Frau, die Alles an Alles setzte, schaffte jeden jungen Bürgerlichen aus dem Hause, der, Lenchens Neigung zu erhalten, angenehm genug war. „Aber

warum bestehst Du denn so darauf, liebstes Riekchen," fragte ich.

„Wahrhaftig nicht aus Hochmuth. Aber, liebster Mann, haben wir nicht die Welt genug gesehen, um zu wissen, daß nur Reichthum und ein hoher Rang dem Menschen das Glück sichert, das er besitzt?"

„Sind wir denn jetzt glücklich?"

„Nein, nein, obwohl doch glücklicher als vor Röschens Verheirathung."

„Wir wollten ja ganz anders leben, Riekchen! Du bandest ja den Knoten in Dein Schnupftuch!"

„Das that ich, Vater, das that ich! Und Du siehst, daß ich ihn nicht vergebens hinein schlug. Ich habe seitdem eine offne Hand, und ein offnes Herz für die Armen." Sie sagte das mit Thränen, ich mußte sie dennoch zärtlich umarmen. „Laß Lenchen ihre Hand einem Adlichen geben, Vater, und wir wollen sie reich machen, so reich, wie wir jetzt sind. Und dann, Vater, wollen wir auf irgend ein Gütchen ziehen, zu Röschen am liebsten, nach

Lindenhofen. Ach, ich bin es müde in der großen Welt!"

„Und doch willst Du Lenchen dahin verstoßen, Riekchen?"

„Verstoßen? o mein Gott! Ich passe nicht dahin, ich nicht, Du nicht! Ich habe nichts, das sehe ich wohl, als mein Herz voll von Dir und den Kindern. Laß mich nur meinen Wunsch mit Lenchen erreichen. Und ich erreiche ihn gewiß; denn endlich wird doch einer kommen, der es versteht, das Mädchen zu rühren."

O die Welt gestehe es nur, sie hatte nicht so ganz Unrecht. Denn es ist doch das größte Unglück, ganz schutzlos zu seyn gegen den Großen. Wir hatten es empfunden.

Um desto schneller zu ihrem Zwecke zu kommen, hatte meine Frau den Glanz unseres Hauses vermehrt, und meine Frau hatte die Kunst gelernt, alles, was anzog, um sich her zu verbreiten.

In unserm Hause fand man alles, was schön, was sehenswerth war, die schönsten Gipsabdrücke, Kupferstiche, Musik, Bälle.

Kein Virtuose reiste durch Hannover, der nicht unser Haus besuchte. Jeder Gelehrte, jeder berühmte Mann wurde bei uns eingeführt. Freilich erhielt das alles erst Anstand, Geschick, Grazie, Haltung unter Lenchens Händen. Aber es gelang uns doch endlich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, nach vielen Demüthigungen, die wir ertragen mußten, nach theuren Opfern, die starre Marmorwand, die uns von einigen vornehmen Häusern trennte, nieder zu brechen.

„Das Haus," sagten die Vornehmen — „ersetzt mit einem feinen Geschmack den Mangel der Geburt."

„Sie sind rasend toll vor Hochmuth," sagten die Bürgerlichen, die nach und nach verschwanden. Glücklich waren wir nicht. „Du mußt doch gestehen, lieber Mann, daß es einer Mutter nicht leicht übler gehen kann, als mir. Hostmann lebt als ein reicher Bauer, oder nicht viel besser. Biete ich ihm Geld, so schlägt er es aus, um glücklich zu seyn. Hat einer je so etwas gehört? Roger —"

„Ja, liebe Frau, daran bist Du Schuld —“

„Ich weiß es. Aber es ist doch recht unglücklich. Der Eine will nichts, um glücklich zu seyn; der Bergrendant will nichts, um nicht abhängig zu werden. Adolph hat sich in seine Bücher verliebt. Wen habe ich denn nun noch als Lenchen?“

Das war unsere Unterredung den Morgen, da Lenchen von Edlers Garten um Mitternacht nach Hause gekommen war. Sie kam gegen Mittag zu uns ins Zimmer, und wir beide hefteten neugierige Blicke auf das Mädchen; denn ihr ganzes Wesen war durchaus geändert.

„Aber mein Gott, Lenchen, wie bist Du gekleidet,“ fragte meine Frau.

„Wie eine Nonne,“ antwortete sie, sanft — „oder wie eine Wittwe.“

„Wir haben heute Gesellschaft.“

„Ja, Mutter, die Gesellschaft muß sich an meine Kleider gewöhnen, oder ich muß mich der Gesellschaft entwöhnen. Dies ist von nun an meine Kleidung.“

„Warum denn, Lenchen?“

„Ich bin Braut und Wittwe zu gleicher Zeit.“

Bei dieser Nachricht, die das Mädchen mit einem Seufzer hervor hauchte, und mit ein paar Thränen (ein seltenes Schauspiel bei ihr) begleitete, blieb uns das Wort auf den Lippen.

„Braut? Witwe?“ fragte meine Frau mit großen Augen; aber die Farbe verlor sich von ihrer Wange, bei dieser Frage. Mit Lenchen war gar nicht zu scherzen; das wußte sie. Das Mädchen hatte sich ordentlich einer Gewalt über das ganze Haus bemächtigt, und zwar gerade durch dieselbe Eigenschaft, wodurch Röschen jedem im Hause unterthan wurde, durch Sanftmuth und Ruhe. Sie sagte, was sie wünschte, sie hörte ihrer Mutter Einwürfe an, trieb Spaß, oder widerlegte ruhig, berief sich auf mich, wenn sie Recht hatte; und hatte ihre Mutter ihr keine Beweise entgegen zu stellen: so waren wir gewiß, sie führte aus, was sie wünschte. Sagte die Mutter, wie es oft kam: „Es

soll nicht seyn, weil ich nicht will!" so sagte sie gewöhnlich: „Sie sind Mutter, ich bin Tochter!" schwieg, und setzte sich ruhig an ihre Arbeit, ohne ein Wort weiter zu verlieren. Das war gerade ihre siegerische Stellung.

Die Mutter sah fünf Minuten auf ihre Arbeit, oder zum Fenster hinaus. Dann fing sie an, noch einmal den ganzen Streit zu wiederhohlen, und Lenchen antwortete kein Wort.

Eine Pause. Die Mutter hob wieder an, und wollte die Hälfte erlauben.

„Sie sind Mutter, ich Tochter!" sagte Lenchen ruhig — „aber die Hälfte verlange ich nicht!" Nun erhielt sie unter Vorwürfen ihrer empfindlichen Mutter, drei Viertel, vier Fünftel, fünf Sechstel, und so weiter, zuletzt, weil sie gar zu still da saß, das Ganze.

Dann sprang Lenchen auf, warf sich an der Mutter Brust, rief: „Welch eine gütige Mutter sind Sie!" Beide weinten vor Vergnügen. So ging das alle Tage. Meine Frau wollte herrschen;

aber sie fühlte sehr gut, Lenchen war nicht Röschen. Lenchen herrschte.

„Braut? Witwe? Wie haben wir das zu verstehen?“ fragte meine Frau schon mit einem sehr unsiegerischen Tone.

„Dazu,“ hob Lenchen an — „gehört eine Erzählung, liebe Mutter, die Sie aber, ohne mich oft zu unterbrechen, anhören wollen.

Meine Frau stieß einen tiefen Seufzer aus, und sagte: „Guter Gott! so erlebe ich doch an keinem meiner Kinder Freude!“

„O Mutter,“ rief Lenchen — „ich danke Gott alle Morgen auf den Knieen für die Seligkeit, womit er Röschens Leben überschüttet hat!“

„Und ich,“ fiel ich ein — „ich, undankbares Weib, flehe den Herrn der Barmherzigkeit jetzt an, er möge deine thörigten Worte jetzt nicht hören!“

„O Vater,“ rief sie weinend — „laß Deine Tochter da erzählen, und wir werden sehen! Ist nicht ein unglückliches Kind das Einzige?“

„O Mutter," rief Lenchen — „wenn Sie es so meinen: so verzeihen Sie mir!" Die Szene schloß, wie immer, mit einer herzlichen Versöhnung.

Lenchen setzte sich wieder zu ihrer Erzählung zurecht, und nach einem Eingange, worin sie sagte, daß sie von Herzen gern den Wunsch ihrer Mutter hätte erfüllen mögen. „Aber Mutter, ich frage Ihr Herz, war ein Mann unter denen, die unser Haus besuchten, einer, bei dem ich Röschens Glück ohne Neid hätte denken können?" Nach diesem Eingange erzählte sie, was der Leser aus ihren Briefen an Hostmann schon weiß.

Meine Frau unterbrach das Mädchen einige Male mit sehr heftigen Vorwürfen; aber am Ende der Erzählung, war sie ruhiger, als ich dachte. Sie fragte nur: „Was hat das aber mit der Kleidung zu thun?"

„Ich bin Gärtners Braut, oder Witwe. Mutter, es macht mir eine kleine Freude, in dieser Art von Nonnenkleidung zu gehen, mich, als eine heilige Klosterfrau

zu denken, die von der Welt durch ein heiliges Gelübde geschieden ist. Ich bitte Sie, liebe Mutter, lassen Sie mir diese Kleidung. Es ist die, welche mir geziemt. Mein Hochmuth hat den geliebten, edlen Mann, von meinem Herzen gerissen. Er irrt freudenlos über die Erde. O wenn ich Sie mit einem neuen Schmerz hätte betrüben mögen: so hätte ich in einer einsamen Zelle um ihn geweint!"

„Das wird sich finden, Lenchen," sagte meine Frau, mit einem Tone, der nicht sauer, nicht süß war, und Lenchen ging auf ihr Zimmer.

„Das wird sich geben, lieber Herrmann! meinst Du nicht?" fragte sie, als ihre Tochter hinaus war.

„Ich hoffe es, liebes Riekchen!" das war meine Antwort; aber aus der ruhigen Erzählung Lenchens, aus dem ganz freien Geständnisse ihrer Liebe zu dem armen Teufel, den ich von Herzen gern glücklich gemacht hätte, sah ich sehr wohl, es würde sich nicht so geschwind geben, als meine Frau hoffte.

Auch wäre nicht alles so ruhig abgelaufen. — Denn Lenchen wollte durchaus nicht ins Schauspiel, auf keinen Ball, in keine große Gesellschaft. „O Mutter,“ sagte sie, flehend — „was soll ich mit meinem verarmten Herzen da? Lassen Sie mich doch um den hart verstoßenen Mann trauren, so lange wie eine Wittwe wenigstens!“

Meine Frau hatte wieder das ganze Recht, ihrer Tochter Thorheit mit Strenge zu behandeln, weggegeben. In der Freude ihres Herzens, daß der Bettler in alle Welt gegangen war, hatte sie Lenchen zugestanden, daß sie gegen ihre Liebe eigentlich nichts hätte. Sie hatte alles dagegen, und da sie daran dachte, wie leicht er wieder kommen könnte: so zitterte sie vor dieser Vorstellung. Kurz, der Teufel hatte sich in unser Haus eingenistet. Das Mädchen sollte nach der Mutter Wünschen auf allen Bällen glänzen, und das Mädchen wollte auf ihrem Zimmer die Klosterfrau spielen.

„Du bist eine Närrin,“ rief ich zuletzt, von dem ewigen Unterhandeln zwischen Mutter und Tochter um alle Geduld gebracht. „Ist er ein ehrlicher Mann: so habe ich nichts gegen seine Liebe. Schaffe ihn zur Stelle, und wir wollen sehen. Aber kommt er nicht wieder: so — traure um ihn, so viel Du willst und kannst, aber im Herzen, wohin ohnehin die Trauer gehört, und mach nicht mit Deiner Thorheit mein Haus zu einem Trauerhause. Ich will! hörst Du, Helene, ich will!“

Das half; denn nach einer Stunde erschien sie in einem einfachen, aber gewöhnlichen Kleide.

Meine Frau glaubte, den Sieg gewonnen zu haben; aber wir hatten uns doch geirrt. Lenchens Herz legte die Trauer nicht ab. Und es wäre, sagte ich, nicht alles so ruhig abgelaufen, wenn nicht eine Begebenheit vorgefallen wäre, wohinter Lenchens Wunsch sich glücklicher Weise hätte verbergen können.

Einen Morgen erhielt meine Frau einen Brief, der die Todesnachricht ihres Bruders enthielt.

Sie hatte ihn immer geliebt, und so wurde sie heftig von der Nachricht erschüttert. „O Gottlob!“ rief sie, da sie weiter las. „O liebster Herrmann, er sendet mir seine beiden Kinder! O liebster Bruder, wäre ich noch so arm, wie sonst: das letzte Stückchen Brodt hätte ich mit Deinen Kindern getheilt. Gottlob! wir sind reich. O sie sollen Dich in uns wieder finden! Sie sollen hier den Vater und Mutter nicht vermissen.“

In dem Briefe lag ein Zettel von seiner Hand, den er auf dem Sterbebette geschrieben hatte. Er empfohl mit wenigen, zärtlichen Worten seine beiden verwaiseten Kinder seiner Schwester. Der arme Junge hatte immer mit dem Unglücke gekämpft. Endlich fand er doch in dem häuslichen engen Kreise der Liebe, den er so oft verspottet hatte, das einzige Glück seines Lebens, und, als wenn das verspottete Glück sich an ihm rächen wollte, er

verlor

verlor die Freude seines Lebens nach einem Jahre wieder. Seine Frau starb in der Geburt, und hinterließ ihm Zwillinge. Nun sah er nicht mehr mit den muthigen Blicken vorwärts in die Welt, sondern nur abwärts in das Grab. Er starb nach sechs hingehärmten Jahren ihr nach vor Kummer. Sein Vermögen reichte kaum zu, seine beiden Kinder mit einem getreuen Sklaven nach Europa senden zu können.

Dieser rührende Zwischenakt verwischte alles andere aus meiner Frauen Seele. Ach, wie theuer war sie mir in diesem zärtlichen Schmerze, wo sie für einen Händedruck ihres Bruders die ganze Pracht ihres Hauses hingegeben hätte! O wie glücklich wären wir geworden, wenn sie so hätte leben wollen, wie sie jetzt lebte! Sie hatte alle Gesellschaften absagen lassen. Wir lebten wieder einige Tage wie auf meinem Forsthause oder in Lindenhofen.

Den beiden Kindern sah sie mit wahrer Mutterliebe entgegen. Sie sendete einen alten braven Bedienten nach Ham-

burg, um die Kinder da in Empfang zu nehmen, die mit dem Schiffe Adrian ankommen sollten.

„O Vater,“ sagte sie, zärtlich — „sieh, nun blühet uns eine neue schöne Kinderwelt wieder auf, die Kinder eines Mannes, der uns beide so zärtlich liebte! O ich kann mir die beiden lieben Geschöpfe schon denken, wenn sie ihm ähnlich sehen, was Gott gebe! Oder auch der Mutter, was thut's! Und Du kennst ja unsers Bruders feinen Geschmack, und da er sie so herzlich liebte, so ist sie gewiß eine schöne Frau gewesen.“

Kurz, in unserer Phantasie stand das Bild von einem Paar Engeln, die in unser Haus kommen, und es in einen Himmel verwandeln würden. Es wurden Kleider für sie zurecht gemacht. Sie bekamen ein Zimmer neben Lenchens Zimmer; denn Lenchen nahm es über sich, der Kinder Mutter und Lehrerin zu seyn.

„Nein, geliebter Bruder,“ rief meine Frau, da alles zu ihrer Aufnahme bereit

war — „sie sollen seyn wie meine eigenen Kinder.“

„Und sie haben ein Recht daran, Riekchen. Denn gehört nicht die Hälfte der Erbschaft ihnen?“

„Ihnen?“ fragte meine Frau, mit großen Augen.

„War Dein Oheim nicht auch Deines Bruders Oheim?“

„Bin ich nicht Universalerbin?“

„O Riekchen, möchtest Du Dich des Hasses, den der Geizhals gegen Deinen Bruder hatte, als eines Schwerdtes gegen ihn und gegen seine Kinder bedienen?“

Sie sann nach. „Ist es genug, wenn sie mit meinen Kindern zu gleichen Theilen gehen?“

„Mehr kann selbst die Göttin der Gerechtigkeit nicht verlangen.“

Meine Frau ließ Grellmann kommen, um einen Akt darüber aufzunehmen. Diese großmüthige Handlung erhob ihre Freude noch höher, und die Liebe, womit sie die Kinder erwartete. Jedes Posthorn

zog sie ans Fenster. Sie hatte schon allen ihren Freundinnen erzählt, daß ein paar Engel, die Kinder ihres Bruders, zu uns kommen würden.

Endlich hielt eine Postchaise vor dem Hause, und unser Bedienter hob ein paar Kinder aus dem Wagen. Meine Frau und Lenchen stürzten die Treppen, als liefen sie um die Wette, hinab, sie zu empfangen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, ihr Erschrecken, ihr Befremden, da ein paar zitrongelbe Mulatten-Kinder, mit halbkrausem Negerhaar, vor ihnen standen. Der Neger, ihr Begleiter, warf sich meiner Frau zu Füßen, und mit einem Ausdrucke des Schmerzes und der Liebe, der gar nicht zu verkennen war, brachte er ihr, in holländischer Sprache, die letzten Grüße seines Herrn.

Lenchen verstand etwas holländisch. Ihre Augen, die sich noch eben kalt und verdrüßlich auf die beiden Mulatten gerichtet hatten, fingen sich an zu benetzen. Sein Herr, sagte er, hätte ihm zwar die Freiheit geschenkt; aber wir

möchten ihn kühn in Hamburg wieder verkaufen, und nur die Kinder seines geliebten Herrn für das Geld gut halten.

Der Neger wußte von unsern Umständen nichts. Der Bediente hatte sich ihm nicht erklären können. Er hatte von seinem Herrn gehört, wir wären selbst nicht reich, und jetzt mochte er zittern bei dem kalten Empfange der Kinder, den er vor Augen hatte.

Lenchen reichte dem treuen Neger die Hand, die er unter seinen über einander gekreuzten Händen auf sein Herz drückte. Sie nahm die beiden Kinder, eins nach dem andern, an ihre Brust. „O Kinder," rief sie, zärtlich — „in Euren Herzen fließt das theure Blut meines Oheims!" da verschlang die Liebe den Abscheu gegen die Farbe. Meine Frau hob das Mädchen an ihre Brust empor, und da das Kind die Arme um ihren Hals schlang, da riß die Liebe alle Schleusen des Schmerzes und der Freude auf einmal auf, und meiner Frauen Wangen wurden mit Thränen bedeckt. Der Neger

hüpfte umher bei diesem veränderten Schauspiele. Er hob die Hände, zusammen geschlagen, hoch in die Höh. Er knieete, er lachte, er weinte, er betete, und alles mit dem glühenden Feuer seines Vaterlandes. Die Freude nahm zu; denn das Mädchen hieß Friederike, und der Sohn, wie ich, Herrmann. Dieser schöne Beweis der Bruderliebe in der Ferne vollendete den Sieg unserer Herzen. Meine Frau trug das Mädchen, Lenchen den Knaben auf ihr Zimmer. Der Neger folgte ungeheißen, ewig redend, schluchzend, lachend, nach.

Lenchen mußte ihm ein Zimmer anweisen bei unsern Leuten. „O," sagte er — „schöne Weiße, laß mich bei den Kindern meines Herrn bleiben!" Das ging nun nicht; aber am Abend kam er wieder und schlief, in einem Mantel gehüllt, vor der Schwelle des Schlafzimmers der Kinder.

Beide Kinder konnten einige Worte Deutsch, die sie von ihrem Vater gelernt hatten. Unsere Namen waren ihnen ge-

läufig. Sie redeten von Tante Riekchen, von Lenchen, Röschen, Adolph und Roger, mit kindischem, freundlichem Zutrauen, halb deutsch und halb holländisch. Der erste Tag ging unter den Beweisen der gegenseitigen Liebe hin.

Ihre Mutter war keine Negerin gewesen, sondern nur die Tochter einer Negerin. Meine Frau fand bald in den Gesichtern der Kinder die Züge ihres Bruders heraus. Sie hatte vollkommen Recht, wenn sie behauptete, daß die Züge der Kinder, die Farbe abgerechnet, nicht häßlich wären. Aber die widerliche Zitronenfarbe machte doch ihren Triumph zur Hälfte zu Nichte. Ich sah sie heimlich den Kopf schütteln, ich sah sie heimlich seufzen. Ich sah, wie sie berechnete, was die Welt dazu sagen würde, daß ein paar Neger so nahe mit uns verwandt seyn sollten.

Lenchen versteckte hinter diese Kinder ihre Wünsche. „Ich habe es übernommen, ihre Mutter zu seyn,“ sagte sie

— „und ich will redlich Wort halten, Mutter, diese häßliche Farbe wird den armen Kindern ewig im Wege stehen, wie Hostmannen sein Feuermahl und seine Perücke, und doch hat er ein Herz gefunden, das ihn liebte. Sie sollen es auch finden, ich will nur aus dem Mädchen ein Röschen, aus dem Knaben einen Hostmann machen." Meine Frau seufzte.

Lenchen hielt Wort. Sie behielt die Kinder bei sich auf dem Zimmer, und behandelte sie mit so vieler Liebe, daß der Kinder Herzen mit einer heißen Liebe an ihr hingen, aber mehr noch des Negers Herz, der zum Erstaunen schnell deutsch lernte. Er war den ganzen Tag mit auf Lenchens Zimmer. Die ersten Tage saß er hockend nach seiner Landessitte auf den Fersen, und horchte bloß, und merkte bloß auf die Wünsche der Kinder seines Herrn. Dann aber schon den dritten Tag übernahm er die kleinen Arbeiten von Lenchens Mädchen.

Seine Liebe zu Lenchen, konnte man sagen, stieg mit jeder Stunde auf ei-

nen höhern Grad. Er stahl ihr alle ihre Wünsche aus der Seele. Er hatte bemerkt, daß Lenchen die Blumen liebte, und nun fand sie jeden Morgen ihr Zimmer in einen Garten verwandelt. Es ging rasch auf den Herbst los; aber der Neger hatte von dem Gärtner, dessen Freund er geworden war, gehört, wie man die Blumen im Treibhause ziehen müßte, und er zog den Winter hindurch eine Menge blühender Gewächse für Lenchens Zimmer. Wenn die Lehrstunden vorüber waren, und die Kinder ins Freie unter seiner Aufsicht gehen sollten: so knieete er erst allemal vor Lenchen hin, und mit dem heißen Ausdrucke einer unendlichen Verehrung küßte er ihre Schürze oder ihre Hand. Er sprach mit der frommen Anbetung, wie von einer Heiligen, von Lenchen im Hause. Ging sie aus, so folgte er ihr, sie mochte machen, was sie wollte, von Weitem nach, und begleitete sie wieder nach Hause. Er wartete am Tische auf; das war der einzige Triumph, den meine Frau aus dieser Be-

gebenheit zog; aber er war nicht dahin zu bringen, einen Fremden zu bedienen, wenn Lenchen etwas fehlte. Ihr Wasser war immer das frischeste am Tische, ihr Wein war immer abgekühlt, das Obst, das auf ihrem Zimmer war, das ausgesuchteste, die Wärme in ihrem Zimmer immer gleich.

Er flocht für sie die schönsten Körbchen aus Schilf und Rohr, und füllte sie mit Blumen. Man hätte ihn martern können, er hätte nicht gesagt, wohin Lenchen gegangen war. Man konnte nicht mehr sagen, wen er lieber hatte, die Kinder seines Herrn oder Lenchen, und nach kurzer Zeit hatte er Lenchen lieber als sich selbst.

Sie wußte es, wie treu er ihr war. Sie wußte es, der Neger würde für sie tausend Mal gestorben seyn. Sie ehrte sein Herz. Sie war stolz darauf, ein solches Herz erworben zu haben. Sie bat nun, ihn von den Bedienten-Arbeiten frei zu machen. Sie kündigte es ihm mit Freuden an. „Sulan!“ sagte sie —

„treuer Gulan! Du bist von jetzt an nichts als der Aufseher, der Freund der Kinder Deines Herrn."

„Und Dein Gulan!" rief der Neger.

„Mein treuer Gulan! aber mein Bedienter bist Du nicht mehr." Hier wendete sich der treue Mensch ab, bedeckte mit beiden Händen das betrübte Gesicht, und sagte dann: „Bin ich nicht treu gewesen? fodre mein Leben. Es ist Dein!"

„Eben darum, guter Gulan! gut denn, Du sollst Aufseher meiner Blumen seyn."

„Ich will nichts seyn, als Dein treuer Gulan." Es half keine Vorstellung. Er fuhr fort, sie überall zu bedienen. Er stand hinter ihrem Stuhle, stumm, auf jede ihrer Bewegungen wartend, fliegend. Es gab ein Beispiel von Liebe und Dankbarkeit, das uns Alle rührte.

Aber die beiden Kinder schritten mächtig fort in allen Kenntnissen. Lenchen war gegenwärtig, wenn sie unterrichtet wurden; der Neger auch. Diese Beschäftigung trennte Lenchen von dem zer-

streuenden Leben, das wir führten. „Ich bin die Mutter dieser Kinder!“ sagte sie, sehr ernst — „ich habe eine edle, eine theure, eine süße Pflicht, liebe Mutter! Sie, kein Mensch, kein Vergnügen kann mich davon entbinden. O Mutter, es sind die Kinder Ihres Bruders, denen ich Zerstreuungen aufopfere, die Sie selbst geschmacklos finden!“ Von dem Geliebten redete sie nie ein Wort. Was konnte die Mutter sagen? Sie sah ihren Plan nach und nach zerrinnen, und sie durfte Niemanden auf der Welt Vorwürfe machen.

Hannover.

Lenchen an Hostmann.

Um Gottes willen, liebster Hostmann, ich fliehe zitternd zu Ihnen; denn wer kann rathen, wenn Sie nicht rathen? Und doch zittre ich wieder, es Ihnen zu sagen, was Sie doch wissen müssen; denn ich that in der Angst das Gelübde, zu schweigen. Ich rechne auf Ihr unbeding-

tes Schweigen, wie Sie auf meinen unbedingten Gehorsam, und Gott! so kann ich reden.

Sie wissen, ich gehe von Zeit zu Zeit zu der frommen Mutter meines Geliebten. O der Anblick dieser frommen, einfachen Frau stellt meinen Sinn für den einfachsten Genuß des Lebens immer fester. Sie wohnt auf dem Gärtchen, das ihr Sohn gekauft hat, und das er durch seine Mutter an mich hat abtreten lassen. Ich bat sie schriftlich und innig, sie sollte auf dem Garten wohnen bleiben, so daß sie einwilligte. Das Gärtchen hat ehedem einem Geistlichen gehört, der wegen ketzerischer Grundsätze von seiner Pfarre und aus seinem Vaterlande vertrieben wurde. Der Mann kam hieher mit einem kleinen Vermögen, und Frau und Tochter. Er kaufte ein kleines vernachlässigtes Feld von etwan zwei Morgen mit einer Hütte, groß genug für das Bedürfniß des frommen Mannes. Er ließ das Häuschen ausbauen, den Garten bepflanzte er selbst, gewiß mit einem reinen Sinn für Schön-

heit. Kaum ein Mensch wußte, daß in diesem abgelegenen Winkel ein Paradies und eine glückliche Familie darin sich befand.

Der Vater starb, die Mutter auch, die Tochter mußte den Garten verkaufen. Es fand sich kaum ein Käufer, weil er so einsam liegt. So kaufte ihn Gärtner wieder für den stillen Genuß der Einsamkeit.

Das Häuschen, fest und gut, steht rings verhüllt in Wein und Jelängerjelieber. Ueber der Thür tritt ein Schutzdach zu einer Laube hervor, die auf zwei Pfeilern ruht und wunderschön ist. Der Garten ist reich mit Obstbäumen bepflanzt, deren Reiser der Geistliche aus seinem undankbaren Vaterlande erhielt. Er impfte hier sein Vaterland wieder ein. Durch den Garten rinnt ein klarer Bach, und am Ende hebt sich ein kleines Wäldchen, gerade groß genug, dem Besitzer des Gartens den Holzbedarf für den Winter zu geben.

Ueberall hängen, was ich sonst nicht leiden mag, Votivtäfelchen an den Bäumen, auf die ein fühlendes, demüthiges Herz, nicht die Eitelkeit, sein Glück, seine Freude geschrieben hat.

Sehen Sie, das Gärtchen ist nun an mich gekommen, und ich habe es gelobt, es soll wieder nur der Zufluchtsort eines Unglücklichen werden.

Sehen Sie, lieber Hostmann, hier wohnt meine gute Mutter. Wenn ich komme, so finde ich sie im Grünen mit der leichten Gartenarbeit beschäftigt, heiter wie die Blumen, die sie pflegt, oder sie liest ihres Mannes Briefe, oder mit Thränen der Freude und der mütterlichen Hoffnung des Sohnes Briefe. Die glückliche Frau! sie hat es möglich zu machen gewußt, die Gegenwart mit ihrer schönen Vergangenheit und der Zukunft zu verbinden, und das durch einen religiössen, reinen, frommen Sinn.

Ich habe meine Bekanntschaft nicht als die Freundin ihres Sohnes mit ihr gemacht, sondern als eine ganz Fremde,

die auf einem Spaziergange an ihren Garten durch den Zufall gerathen ist. Sehen Sie, Hostmann, so sind wir beide freier.

Ich nenne sie Mutter, sie nennt mich Tochter. Wir reden von ihrer glücklichen Jugend, von ihrem vortrefflichen Manne, von ihrem edlen Sohne, dessen Güte, dessen kindliche Liebe, dessen Sanftmuth sie nicht genug loben kann. Von seinem Muthe, von seiner kräftigen Seele, von seinem Feuer weiß die glückliche Mutter nichts. Sie hat nur die duftende Blüthe seines Charakters gebrochen, nur die süßeste Frucht. O Sie sollten diese Mutter von diesem Sohne erzählen hören, Hostmann!

O Hostmann, mit dieser Erzählung habe ich das drohende Gespenst, das vor meinen Augen steht, weggebannt. Hören Sie!

Ich gehe heute wieder zu meiner Mutter auf den Garten. Mein Neger folgt mir von Weitem. Das ist mir sogar lieb; so abgelegen ist die Gegend, daß man nie

einem

einem Menschen begegnet. Aber ich habe meinem Neger gesagt, er müßte schweigen, und ich bin gewiß, er gäbe eher sein Leben, als ein Wort über mich.

Ich gehe heute wieder. Wie ich an dem Garten weg gehe, höre ich eine Stimme, eine Stimme, Hostmann, die mein Herz in eine frohe Wallung brachte, obgleich ich noch immer nicht wußte, wem sie gehörte. Ich gehe schnell an die Thür, öffne, und da bei der Mutter steht Adolph; Adolph. Hostmann! Er drückt den Hut in die Stirn, da ich eintrete. Ich gehe allemal sehr einfach gekleidet, und einen doppelten Schleier vor dem Gesichte.

Er will mir entgehen; allein ich hielt ihn auf, mit dem Geschrei: „Adolph! Adolph!"

Bestürzt fliegt er auf mich ein, legt mir die Hand auf den Mund, und sagt leise und mit der höchsten Angst: „Willst Du mich unglücklich machen, so nenne meinen Namen!"

Madame Gärtner kam mit dem ruhigsten Gesichte heran. „Sie kennen den Herrn Dorn?“

„So eben, um ihn hier wieder zu erkennen,“ sagte ich, mich fassend. „Ach, die einfache Frau, weiß nicht einmal, was Verstellung ist! Mein Sohn hat sie mir zugeschickt, den Herrn Dorn und seine junge Frau.“

„Also sind Sie verheirathet, Herr Dorn?“

„An eine Frau,“ sagte Madame Gärtner — „welche die Liebe, die Gefälligkeit, die Güte selbst ist. Sie müssen sich kennen lernen, meine Tochter! Herr Dorn wird gegen diese Bekanntschaft nichts haben, denk' ich.“

Sie ging, um die junge Frau zu holen, und ich stand sprachlos vor meinem Bruder da. Ich wagte nicht zu fragen.

Er faßte meine Hand. „O liebste Schwester, wie kamst Du hieher, gerade hieher? Aber sieh, diesen Augenblick verlasse ich diesen Garten, Deutschland, Europa, die Erde, das Leben, wenn

Du mir nicht schwörst, Du willst schweigen, schweigen über alles, was Du siehst. Schwöre, Lenchen, daß Du nicht thun willst, als wüßtest Du, wer ich wäre; ich bin hier Herr Dorn, und meine Frau —"

„Ums Himmels willen, Frau?"

„Schwöre, sonst gehe ich diesen Augenblick von hier."

„Bruder, Du bist in etwas sehr Bösen begriffen."

„Nein, aber schwöre!" Ich schwor. Und nun brachte Madame Gärtner Adolphs Frau. Ich erblaßte. O Hostmann! nie habe ich so gezittert. Ein junges, reizendes Geschöpf trat an der Hand der Madame Gärtner daher. Madame Gärtner ging zu ihrem Gartenarbeiter.

„Emmy, geliebte Emmy," sagte mein Bruder — „scheue Dich nicht."

Bei dem Namen Emmy übersah ich auf einmal, als erhellte ein Blitz in einer Mitternacht den fürchterlichen Abgrund vor des Reisenden Füßen — die schreckenvolle

Lage. „O Gott, Adolph, sie ist die Nichte —"

„Des Ministers," sagte er, gleichgültig — „und meine Frau." „Das ist meine Schwester, Lenchen, Emmy! Sie hat mir geschworen, alles treu zu bewahren, treu wie wir selbst. Und sie hält Wort!" Die junge Frau flog in meine Arme, mit einer Liebe, mit einer Heiterkeit, die mir mit ihrer Zukunft zu gräßlich abstach. „O Himmel," rief ich — „ruht denn die Hand des Unglücks auf uns Allen?"

„Auf uns nicht," sagte Emmy, heiter — „auf uns ruht die segnende Hand des Himmels, des Glücks, der Seligkeit."

„Und des innern Friedens, Lenchen," setzte mein Bruder hinzu. „Kann Dich das beruhigen?"

„Hast Du die Einwilligung des Ministers, Adolph?"

Er lächelte. „Ich habe meine Emmy entführt. Aber Du siehst mich ja so heiter, Lenchen! Sey es mit uns!"

„So erzähle mir, schnell.“

„Das kann ich nicht, meine Zunge ist gebunden. Aber Du siehst uns heiter. Sey es auch!“

Ich bat, ich flehete, sie möchten mir den Grund ihrer Heiterkeit sagen; aber sie schwiegen.

„Ich bin glücklich, Lenchen, ich bin heiter, siehst Du! aber wenn Du Ein Wort, nur Ein einziges über uns redest: so sind wir unglücklich, so sind wir verloren.“

„Aber wie kommt Ihr hieher?“

„Gärtner, der Sohn dieser Frau, ist mein Freund, ein sehr edler Mann. Ich mußte mit Emmy einsam und unbekannt leben. Er schlug mir diesen abgelegenen Garten seiner Mutter vor, den Niemand besucht. Seit drei Tagen leben wir hier.“

Hier fing mein Herz an, mit einer neuen Unruhe zu schlagen. Er kannte Gärtnern. Er war sein Freund. Ich wollte mich nicht verrathen, Hostmann, obgleich mir die zitternde Frage auf den

Lippen schwebte: Wo ist er? Ich that sie nicht.

Mein Bruder fragte, wie ich hieher kåme. Ich sagte ihm, was Madame Gårtner wußte, und ich bat ihn, mich bei dem Namen Thormann zu nennen. Er sah mich an. „Darf ich wissen, warum das —“

„Nein, lieber Adolph.“

„Nun denn, liebes Lenchen, so haben wir jeder unser Geheimniß, und der Himmel gebe, daß Du bei Deinem so heiter lächeln kannst, als ich bei meinem! Thormann! Dorn! das kommt auf eins!“

Er bat mich, selten zu kommen, und immer mit der gehörigen Vorsicht. Ich mußte nun doch gehen.

Er hat die Nichte des Ministers entführt; können Sie seinen Muth erklåren?

Antwort.

Ich traue bei dieser unbegreiflichen Begebenheit dem Charakter Adolphs, noch mehr seiner Heiterkeit. Ich bitte Sie

also, liebe Schwester, ruhig zu seyn. Ich bin in der Residenz gewesen. Ich habe mich vorsichtig nach des Ministers Hause erkundigt. Niemand redet von einer Entführung. Man sagt, die Nichte des Ministers wäre auf die Güter ihres Bruders gegangen, die im Holsteinischen oder Meklenburgischen liegen sollen. Ich habe mich nach diesem Bruder erkundigt. Niemand kannte ihn; aber im allgemeinen sagt man, er wäre ein so edler, menschenfreundlicher Mann als der Minister selbst.

Wenn der weiche Adolph ruhig, sogar heiter ist: so können wir, denk' ich, ruhig seyn. Sie haben geschworen, sein Geheimniß zu bewahren. Bewahren Sie es treu. Die Zeit wird ja das Räthsel lösen, Lenchen, und vielleicht finden Sie durch Ihren Bruder Ihren Freund wieder. Wir wollen hoffen, Lenchen! So lange wir tugendhaft sind, kann der Himmel nicht ganz dunkel werden. Ein Lichtstrahl aus einer schönern Welt fällt doch wenigstens leuchtend, wärmend in unser Herz. Und so lebe wohl, theure

Schwester! Die Zeit wird das Räthsel lösen.

Heloise.

Die Zeit hat das Räthsel gelöst, und ich kann es dem Leser sagen.

Gärtner war etwan sechs Monate vor Adolph in das Haus des Ministers gekommen. Adolph und Gärtner fanden sich bald aus, und sie schlossen eine innige Freundschaft, die der Minister, so bald er sie merkte, dadurch unterstützte, daß er ihnen ihre Zimmer neben einander gab. Gärtner war des Ministers Sekretair in geheimen Landessachen. Er zeichnete beide Jünglinge mit einer freundschaftlichen Achtung vor den übrigen Offizianten aus. Sie mußten beide mit ihm, wenn er mit seiner Familie allein war, essen: eine Auszeichnung, nach der jeder im Hause strebte, die aber wenigen zu Theil wurde.

Des Ministers Herz that sich nach und nach vor den Blicken der beiden Jünglinge auf, und sie sahen, was ihnen Kälte geschienen, war besonnene Weisheit; seine Ironie war eine seltene Liebe, seine Nachgiebigkeit gegen des Fürsten Grillen, gegen des Lieblings Wünsche, der reinste Patriotismus für das Land. Er schien immer nachzugeben, gerade wenn er am festesten war. Sie wußten nicht, war ihre Verehrung gegen den großen edlen Mann größer, oder ihre Liebe.

Er war reich, sehr reich; aber seine Haushaltung war dennoch sehr genau berechnet. Sein Gehalt floß, ohne daß jemand es wußte, in die Armenkasse des Landes. Der Ueberschuß seiner Reichthümer wurde verwendet, Unglücklichen, denen Unrecht geschah, Genugthuung zu geben. Der Minister war ein sokratischer Philosoph in seinen häuslichen Zimmern, eben so mäßig, als die beiden Jünglinge es seyn konnten; aber außer seinen Zimmern trug er die üppigen Blumenkränze Aristipps. Sein Haus schien der Pa-

last eines weichlichen Großen; aber in seinen innern Zimmern hatte die Mäßigung und die Weisheit, und die einfache Grazie ihre Altäre.

Er herrschte unumschränkt; aber er schien dem Liebling des Fürsten untergeordnet. Das war der jetzige Kammerpräsident Schleier. Dieser war in den Adelstand erhoben. Er hatte das Herz, und das Vertrauen des Fürsten. Er war kein übler Mann; aber er wollte doch nicht, wie der Minister, vergebens auf der höchsten Stufe am Fürsten sitzen. Seine Verwandten stiegen, und der Minister ließ sie steigen. Ja, es konnte manchem Patrioten scheinen, als machte der Minister, trotz seiner Redlichkeit, gemeine Sache mit dem Kammerpräsidenten. Denn der Minister erhob den Sohn, den ehemaligen Amtsrath, zum Drosten, und übertrug ihm eine reiche Domaine um eine unerhört wohlfeile Pacht.

Der Minister blieb Minister zum Erstaunen aller rechtlichen Menschen. Natürlich, er hatte das Vertrauen des Günst-

lings, dem er selten im Wege stand, außer bei offenbaren Ungerechtigkeiten, die er selten foderte, weil er von dem Minister gelernt hatte, auf seine eigene Ehre etwas zu halten.

Was aber den Günstling fest am Minister hielt, war die Nichte Emmy, die Erbin seines reichen Vermögens, und die Besitzerin eines eben so reichen. Der Fürst hatte dem Minister den Vorschlag im Scherz gethan, seine Nichte einmal mit dem Sohne seines Günstlinges zu verbinden. Der Minister lächelte, hielt dem jungen Menschen eine artige Lobrede, und kam dann auf die Jugend seiner Nichte, die wenigstens die Idee noch auf einige Jahre hinausschöbe. Genug, der Minister hatte nicht nein gesagt. Der junge Mann wurde Amtsrath, dann Drost, und hatte seine künftige Frau etwa zweimal gesehen. Der Minister hatte den Grundsatz, ein Mädchen reif werden zu lassen, ehe er mit ihr von Liebe reden wollte. Und dann hatte Emmy einen Bruder, der bei der Verheirathung seiner Schwe-

ster ein Wort mitzureden hatte, und dieser Bruder war in russischen Diensten, ein Mann zwar, der seinen Oheim als seinen Vater ehrte, der aber seinen eigenen Willen hatte.

Der Minister zeigte Briefe von diesem Bruder vor, aus denen die heißeste Liebe zu seiner Schwester sprach, und in denen er den Oheim bat, ja seine Schwester recht verständig werden zu lassen, ehe er daran dächte, sie zu verheirathen.

Von diesem Bruder, der freilich bald kommen wollte, hing das Schicksal der Schwester ab; aber der Minister meinte, er würde nichts gegen eine Verbindung haben können, die so glänzend wäre.

Kurz, die reiche, schöne, so vortrefflich erzogene Emmy war das Bindungsmittel der Freundschaft des Ministers und des Günstlings.

Adolph erhielt den Auftrag von dem Minister, Emmy in der Dichtkunst und im Englischen zu unterrichten. Adolph unterrichtete Emmy, und sein Freund Gärtner sagte, wenn er zur Stunde

ging, und Gärtner in das Kabinet des Ministers: „O glücklicher Mensch!"

Nach und nach lagerte sich auf Gärtners Auge eine finstere Wolke voll Unmuth, die immer finsterer und dicker wurde, und er gestand Adolphen zuletzt, daß er Emmy heimlich mit einer unermeßlichen Leidenschaft liebte.

Adolph antwortete nicht, er stand mit niedergeschlagenen Augen vor seinem Freunde. Endlich fiel er ihm um den Hals. „Der Minister ist," sagte er — ein so menschlicher Mann, Gärtner! Sie ist zwar seine Nichte, das reichste Mädchen des Landes, bestimmt für den —" hier verfinsterte sich sein Auge — „für den Schleier. Ach, Gärtner, wüßte der Minister, was ich weiß von diesem Schleier! Wüßte er — und warum sollte er es nicht erfahren, wenn Du die Liebe des Mädchens hättest! Der Minister ist ein so seltener Mann, daß ich zu hoffen wage."

„Ich nicht," sagte Gärtner kalt. Adolph aber hoffte, er liebte seinen

Freund. In einer vertrauten Stunde schlug er dem Minister Gärtnern zum Lehrer Emmys im Englischen vor. „Er spricht es zehnmal besser, als ich, Ihre Excellenz!“

Der Minister sagte kalt: „Ich kann Gärtnern nicht entbehren im Kabinet. Das muß so bleiben. Adolph betrübte sich; aber er sagte nichts. Gärtner war oft in Emmys Gesellschaft. Seine Leidenschaft wuchs. Adolph gab ihm wieder Hoffnungen. Gärtner wieß sie zurück. „Ich will nicht, selbst wüßte ich vorher, es könnte glücken, Adolph! Ich weiß, was ich thun muß!“

Er wußte es. Er verließ das Haus des Ministers, er schrieb Adolphen ein paar Zeilen, daß er kein anderes Mittel vor sich sähe, sich von der verderblichen Leidenschaft zu retten, als das Haus zu verlassen, wo Emmy lebte.

Der Minister erstaunte, und nach langem Kampf mit Entschluß und Reue, zeigte Adolph dem Minister Gärtners Abschiedsbrief.

Der Minister las ihn kalt. „Es ist gut so," sagte er — „er hätte sich nur unglücklich gemacht; denn Emmys Hand ist bestimmt. Wissen Sie, wo er ist?"

Das wußte Adolph nicht.

„Ein gutes Geschick begleite Ihren Freund!" sagte der Minister, und alles war vergessen.

Adolph blieb Emmys Lehrer, und er fing doch nach und nach an, die Gefahr zu fühlen, so nahe, so vertraut mit dem reizenden Mädchen zu leben, das vor seinen Augen von Monat zu Monat immermehr die schönen Reize der Jugend und eines hellen Geistes in süßem Vertrauen zu ihm entwickelte. Aber, der junge Philosoph hatte das Beispiel seines Freundes vor sich. Er nahm sich in Acht, und er freuete sich stolz seiner Philosophie und seiner Siege, die ihm der Minister, der gar keine Augen hatte, nur schwer machte. Machte er mit Emmy eine kleine Reise auf sein Gütchen, um sich von seinen Arbeiten zu erhohlen: so mußte Adolph mit ihm. Emmys Aufseherin saß neben

dem Grafen, und Adolph neben Emmy. Auf dem Gütchen war es noch schlimmer. Der Minister ging langsam auf und nieder im Garten. „Aber, liebes Kind," sagte der Minister — „was willst Du mit mir hocken? Hohle Dir den Schubart, und lauf spatzieren mit ihm."

Emmy flog und holte Adolphen, und Adolph mußte mit Emmy in der Gegend umherlaufen.

Da fing der Philosoph doch an ein wenig zu zittern. Denn Emmy war gar nicht gewohnt, auf den Unterschied der Stände zu denken. Sie erklärte Adolphen geradezu, daß ihr Oheim ihr den größten Gefallen gethan hätte, ihn zu ihrem Begleiter zu machen. Kam Adolph von seinem Spatziergange zu Hause: so stand er auf seinem Zimmer, und sagte: „Aber glaubt denn der Minister, daß ich von Eisen bin oder von Marmor? Er hat das Beispiel meines unglücklichen Freundes vor sich, den die Leidenschaft für die, ach! zu reizende Emmy in die Welt gejagt hat, und mich heißt er mit seiner

Nichte

Nichte umherlaufen, in Wald und Feld, unter dem Schlagen der Nachtigallen, unter den Düften der Frühlingsblüthen, unter den Wellen der lebenden Natur! Und wenn er wüßte — er denkt wohl, seine Emmy ist so kalt, so streng, wie er; nein, da setzt sie sich mit mir unter die Thränenweide am Bach, die, wahrhaftig, ihre Zweige um uns herhängt, als wollte sie uns den Blicken der ganzen Welt entziehen. Und hätte ich das Herz eines Kato, oder eines Krates: so müßte es schmelzen, wie Wachs an der Flamme, wenn sie neben mir sitzt, mit dem lächelnden Gesicht, den frohen zutraulichen Blicken, und mich alle Augenblick ihren lieben Lehrer nennt. Ich glaube, der alte Herr hat Lust, mich auch ins Exilium zu jagen. Und das beste wäre, ich ginge nur gleich. Dann klopft mir nicht das Herz in der Brust, als wollte es die Brust zersprengen, wenn ich ihren leichten Gang höre, vor meinem Zimmer auf und nieder, bis ich meinen Hut nehme und mit ihr gehe."

„Meint er denn, in meiner Brust steht ein Eisgletscher, statt eines warmen Herzens, daß er mir heißt — das that er heute wieder — ich soll das Band ihres Hutes unter dem Kinn zubinden? Ich kann kaum fertig werden vor Herzpochen, wenn mein Finger die Wange berührt, die dann glüht, wie eine dunkle Rose; und Emmy, ach, das theure Mädchen, sie hat dann gerade in diesem gefährlichen Augenblicke das schöne Köpfchen so viel zu drehen, daß keine Schleife hält, daß ich zehnmal statt Einemmale binden muß! Ich liebe sie nicht, so schön sie ist; aber er würde doch wahrhaftig schönes Spiel haben, wenn ich nicht ein besserer Philosoph wäre, als Gärtner war."

Aber der alte, unachtsame Minister mußte Lust haben, die Philosophie meines Sohnes ganz zu Schande zu machen; denn er erfand eine neue Tortur für den armen Adolph. Sie mußten, auf sein Geheiß, vierhändige Sonaten spielen. „Bloß des

Taktes wegen, lieber Schubart," sagte er so trocken, als möglich; aber er brachte meinen Adolph aus allem Takt, mit diesem Spiel. Sie saßen neben einander. Emmy war so quecksilbern, so heiter, so muthwillig, daß der arme Adolph gar nicht wußte, wo er war. „Der Oheim," flüsterte sie ihm zu, wie der Oheim die vierhändigen Sachen hervorsuchte, „meint, Sie spielen viel besser, als ich. Er hat mir gestern Abend noch Vorwürfe darüber gemacht; aber nun soll er es schon sehen!"

Sie lehnte sich nun an Adolphs Schulter, um seinen rechten Arm fest zu heften. Kam seine Hand im Spiel ihrer nahe: so schlug sie ihm neckend auf die laufenden Finger. Leise rückte sie ihm näher, um ihn zurückzudrängen, um ihm dem Platz zum Spiel zu nehmen. Ihr kleiner Finger häkelte sich an seinem, und sie erreichte ihren Wunsch. Der arme Adolph warf um. „Nun" sagte sie heiter unschuldig — „sollen Sie mich, oder soll ich Sie im Takt üben? Oheimchen,"

rief sie lachend — „wenn er mit mir spielt, kann er nie Takt halten!"

„Ja, mein Kind," sagte der Minister trocken — „Du thust auch so viel, deinen Mitspieler aus dem Takte zu bringen."

„Ja, Väterchen, ein Philosoph, wie Schubart, wie Sie ihn immer nennen, sollte das doch nicht; und nun briet sie den armen Adolph auf dem Roste der Angst, indem sie ihrem Oheim alle die Neckereien gestand, die ihn aus dem Takte gebracht hatten.

„Wie kindisch Du bist, Emmy!" war die ganze Antwort des Ministers.

Es war nichts weiter, als Emmys Art und Weise. Sie war das muthwilligste, schelmischste Ding von der Welt, und dabei so gutartig, wie ein Mädchen seyn kann. Aber sie war auch darnach erzogen. Sie hatte nie den Unterschied des Ranges kennen gelernt; denn der Minister trennte seinen Rang mit der größten Behutsamkeit von dem bloßen Menschen.

In den innern Zimmern erschien der Minister niemals, und Emmy erschien

da niemals, wo ihr Oheim Minister war. Er gab seiner Nichte abwechselnd junge, fröhliche Mädchen und Knaben zur Gesellschaft, und sie nannte sich mit allen sogleich Du. Er brachte nur junge Leute mit sich in Emmys Reich, die er liebte, die den Minister nicht ehrten, sondern den Menschen im Minister, und dann setzte er sich sogleich mit diesen jungen Leuten auf einen so gleichen Fuß, und brachte Emmy sogleich mit allen diesen Leuten auf einen so vertraulichen Fuß, daß Emmy, wenn sie auch Anlage zum Hochmuth gehabt hätte, nicht hätte hochmüthig werden können. Aber sie hatte auch nicht die kleinste Anlage dazu, oder der Minister hatte sie glücklich aus ihrer Seele mit den Wurzeln ausgegätet.

Gärtner und Adolph waren von ihrem vierzehnten Jahre an, die jungen Männer allein, die Emmy sah. Adolph ihr Lehrer. Adolph mußte nach einem Befehl die Nichte, Emmy, nennen, und sogleich nach einigen Stunden fing Emmy an, sich mit ihrem lieben Lehrer zu necken,

so zu necken, daß der Minister seine Freude darüber hatte.

Wie gesagt, hätte nicht Adolph das Beispiel seines Freundes, Gärtner, und die bedeutende Worte des Ministers, die er bei der Gelegenheit sagte: „Emmys Hand ist bestimmt!“ vor sich gehabt, und wäre Adolph nicht ein besserer Philosoph gewesen, als sein Freund: der Minister hätte schöne Dinge erleben können.

Der Minister that gar nicht einmal, als hätte Adolph oder seine Nichte ein Herz gehabt, und so trotzig Adolphs Philosophie auch war, und so oft er sich auch vorsagte: Ich weiß es ja nun; ich will thun, als wäre Emmy eine Automate an einem Uhrwerke, die alle Bewegungen des Lebens und der Liebe nachmacht, und darüber lachen; ich kann ja thun, ach! wenn ich vor dem kleinen, lieblichen Oval ihres Gesichts stehe, als wäre ich Leuvenhök, als wollte ich die häßlichen Schuppen, woraus ihre seidne Haut besteht, mit einem Mikroskope untersuchen. Aber der Minister, als hätte er mit zu

Rath bei diesem philosophischen, medizinisch-moralischen Consilium gesessen, gab dem armen Adolph etwas anderes in die Hand, als ein Mikroskop, einen feinen Pinsel. Emmy hatte in dem Sonnenschein einige feine Sommersprossen bekommen.

Ihre Aufseherin schob es darauf, daß sie immer ihren Strohhut in der Hand, statt auf dem Kopfe trüge. Adolph, der bei der Unterredung zugegen war, fand, sie ständen ihr allerliebst. Der Minister sagte trocken auf seine Weise: „Dem ist abzuhelfen!" Er hohlte ein Flacon mit kosmetischem Wasser, und behauptete: vorsichtig mit diesem Wasser und einem feinen Pinsel getupft, acht Tage hinter einander, müßte jede Sommersprosse weichen.

Emmy suchte den feinsten Pinsel aus ihrem Mahlkasten hervor, und bot ihn ihrem Vater.

„Emmy," sagte der Minister — „das kann ich nicht; dazu gehört eine feine, feste Hand, und ein scharfes Auge. Denn auf jede Sommersprosse gehört der

tausendste Theil eines Tropfens." Adolph hätte sein Leben gegeben, wenn er hätte die Mahlerei treiben dürfen, und er erschrack doch heftig, da der Minister trocken sagte: „Das muß Schubart thun! Was wollte die Welt sagen, wenn sie erführe, ein Minister hätte Sommersprossen vertrieben, obs wohl nicht unerhört seyn mag! So ein schlankes Kerlchen, wie Dein Lehrer, thut's gern. Es giebt ihm Uebung."

„O Vater, ich habe es auch weit lieber von meinem lieben Lehrer, als von allen andern!" rief Emmy, und trug Flakkon und Pinsel Schubarten hin.

„Aber nehmen Sie sich in Acht, Schubart, mit dem Zeuge, daß der Pinsel die gesunde Haut nicht berührt! Sie müssen den Ballen der Hand Emmy'n in's Gesicht stemmen, wie bei einer Augenoperazion; und Emmy, Du mußt nicht lachen, nicht Deine Possen treiben, sonst kommt Schubart wieder aus dem Takte."

Schubart betrachtete das Engelsgesicht, das sich seinem mit einem allerliebsten Lächeln näherte. Er nahm aber trotzig den Pinsel, tauchte ein, setzte den Ballen der Hand auf Emmy's Wange, und betupfte eine Sprosse nach der andern. Er sah ihr in das brennende, blaue Auge, sie sah so allerliebst heraus; bei der sechsten fühlte er die Gefahr; bei der zehnten konnte er den Pinsel nicht mehr fest halten. Aber der Minister trieb. Er mußte fortarbeiten in diesem Oval voll Schönheit, voll Reiz, voll Himmel. Emmy knixte, wie er fertig war, und sagte: „Ich habe mir Ihr Gesicht recht genau besehen, Schubart! Sie haben so gut Sommersprossen wie ich."

„Nun, vertreib sie ihm auch," sagte der Minister.

Emmy, mit einem unaufhörlichen Gekicher und Erröthen, nahm den Pinsel. Adolph fing an, sich zu wehren.

„Nein, nein," sagte der Minister — „wir können einmal die Wirksamkeit des Zeugs probiren. Es ist theuer. Setzen

Sie sich nieder! Nun, Emmy!" Emmy's weiche Hand stemmte sich auf seine Wange, ihre andere legte sich auf seinen Scheitel: und so — so mit jedem zarten, weichen Pinselstiche fuhr ein Pfeil aus ihren Augen in seine Seele. Er verwünschte den Minister mit seinem kosmetischen Wasser. „Behalt das Glas, Emmy," setzte der Minister noch hinzu — „denn das muß acht Tage hinter einander geschehen, und zwar des Morgens früh; aber Emmy, scherze nicht dabei! Sieh, Schubart treibt so etwas ernsthaft."

So sehr sich auch die Philosophie Adolphs, die allen Trotz abgelegt hatte, dagegen sperrte: so mußte er doch den andern Morgen um sechs Uhr, denn Emmy war früh auf, zu Emmy ins Zimmer, um ihr die Sommersprossen zu vertreiben.

Emmy war schon bereit zu dieser süßen, gefährlichen Operazion. Sie hatte ihres Vaters Hohlspiegel in der Hand, besah sich, wie er eintrat, und sagte: „Ich habe sie alle gezählt, lieber Schubart; denn ich glaube, Sie übergehen welche."

Heute war es noch viel gefährlicher; denn erstlich war er mit Emmy allein; denn die Predigerwittwe, die in einem Nebenzimmer, dessen Glasthür verschlossen war, saß und arbeitete, war für nichts zu rechnen. Noch viel gefährlicher wurde die Sache, durch einen schnellen Entschluß, der bei ihm selbst aufstieg, als hauchte der Teufel ihm den Entschluß ein: Er wollte heute nachholen, was er das vorige Mal versäumt hätte. Er hatte nämlich alle Sommersprossen übergangen, wobei seine Hand in Gefahr kam, den Lippen Emmy's nahe zu kommen. Kämpfend mit dem Teufel fiel er doch in sein Netz. Seine Hand fühlte den warmen Athem aus Emmy's Lippen, und fühlte endlich Emmy's warme Lippen selbst.

Er war nicht im Stande, sich von Emmy tattowiren zu lassen, ob sie sich gleich freundlich dazu erbot; aber in den Garten mußte er doch mit ihr gehen; und sie war so heiter, so schelmisch diesen Morgen! Sie drohete ihm, ihn bei ihrem Oheim zu verklagen, daß er heute die

Sache noch viel nachlässiger getrieben hätte, als gestern.

Der arme Mensch fühlte sich zwischen dem kalten Ernst des Ministers und dem warmen Muthwillen der Nichte aus einer Qual in die andere geworfen, und zum ersten Male fuhr der Gedanke durch seine Seele, dem Minister zu sagen, daß er nicht Philosoph genug sey, für solche Himmelfahrten.

Den dritten Tag waren sie beide schon des Dinges gewohnter. Sie sagte ihm, daß sie nicht die kleinste Veränderung der Sommersprossen gewahr würde. Er sah ihre Wangen darauf an. Er betrachtete die Flecken, wie ein Astronom die Flecken im Monde.

Den vierten Tag gestand er, er sähe keine Besserung. Sie wollte wissen, wie sie daran war. Sie benetzte größere Sommersprossen seines Gesichts. Die Gefahr schien Adolphen geringer zu werden. Er schämte sich seiner Furcht, und er setzte den Entschluß, dem Minister alles zu sagen, noch weiter hinaus.

Aber es war allerlei mit beiden vorgegangen, was sie nicht merkten. Emmy betrachtete das Tattowiren ihrer Sommersprossen als etwas sehr ernsthaftes. Ihr Muthwillen verließ sie, wenn sie so nahe vor ihm stand, und seine Hand auf ihren Lippen lag, die sie unbeweglich still hielt, damit nicht etwan gar ein Kuß aus dieser Lage würde. Hatte er den Pinsel niedergelegt: so blieb sie doch noch ein paar Minuten so vor ihm stehen. Er kam zu seiner Stunde im Englischen, und zum Vorlesen der Dichter eine Viertelstunde früher, und Emmy hatte schon eine Viertelstunde früher auf ihn gehofft.

Es kam etwas Heimliches, Leises, Geheimnißvolles zwischen beide, das sie beide hinter einen steifen Ernst verbergen wollten.

Das merkte er, aber nicht Emmy. „Ich weiß nicht, Vater," sagte sie zu ihrem Oheim — „wie mir jetzt ist! Manchmal denk' ich, ich werde krank, wenn mir's nicht wieder so freudig wohl in meiner

Brust wäre, als sollte ich tanzen und laut rufen vor Freude."

„Nun, wie ist denn das, Emmy? sag' mir es recht ausführlich."

„Sieh, lieber Vater, wenn ich so einsam unter den Zitronenbäumen sitze, und denke nichts, und doch so viel: so brechen Thränen aus meinen Augen, die ich gar nicht stillen kann."

„Thränen der Freude oder des Schmerzes?"

„Weder das eine noch das andere."

„Wenn das ist, so sey ruhig, Emmy! Das ist nichts als der Frühling, gerade wie ein mit Saft überfüllter Zweig, ohne daß man ihn verwundet, weint."

„Ach, es ist so eine sonderbare Sehnsucht dabei!"

„Natürlich, Emmy! Das geht jedem Menschen so im Frühling. Ist's Dir zuwider: so scherze, treib Possen, lauf umher, begieß Deine Blumen, laß Dich von Schubart begleiten und erzählen; das ist gewiß gut."

Emmy merkte, daß das zuweilen half. Sie meinte unschuldig, wenn sie sich nach Adolph sehnte, sie sehnte sich nur nach einer Zerstreuung. Sie verwechselte die Ursache ihrer Sehnsucht mit dem Heilmittel derselben. Sie wurde wieder heiter und muthwillig, wenn Adolph kam.

Aber Adolph merkte, was ihm fehlte. Er verwünschte des Ministers Kälte. Er sann sogar auf Rache. Der tobende Sturm in seiner Brust rief ihm zu: Sag' ihr Deine Liebe, und dann stirb zu den Füßen des Mannes, der mit dem Herzen seinen Spott treibt.

Aber sah er sie wieder, wie sie mit der warmen Freundlichkeit einer unschuldigen Schwester vor ihm stand, und, nur sich selbst unbewußt, mit dem vollen Herzen einer Geliebten: wie hätte er es gekonnt? wie der Unschuldigen die verzehrende Flamme in das Herz gießen, das seines verzehrte? Er wurde nur stiller, nur einsamer, nur trauriger und sanfter freundlich.

„Was ist's denn mit Ihnen, Schubart?“ fragte der Minister Adolphen — „ich habe es nicht gern, wenn ich Falten auf einer jungen Stirn sehe. Ein junger Mensch muß muthig des Lebens genießen. Was ist's? was hängt denn der jungen Hoffnung zu hoch? welcher Wunsch ist dem Herzen voll Allmacht zu schwer?“

Adolph stand erstarrt; denn hier hatte ihn nun das Schicksal auf die Minute gestellt, die er entschlossen war, zu finden, um dem Minister alles zu sagen. Nun kam sie ihm doch zu früh. „Ich? Ich, Ihre Exzellenz? das ich nicht wüßte.“

„Nun, wenn es nichts ist: was hängen Sie denn einen Trauerflor statt des fröhlichen Weinkranzes aus Ihrem Hause hervor? Emmy sogar klagt darüber. Sie sind zerstreut bei Ihren Stunden; statt zu lesen, sehen Sie ihr wehmüthig ins Auge; statt zu erklären, seufzen Sie dem armen Dinge etwas vor. Das Mädchen hat Sie lieb, und sie denkt am Ende Wunder, welch ein Unglück ihrem Freunde begegnet ist! Was haben Sie,

Sie wissen, ich bin Ihr Freund, und es müßte wahrhaftig etwas Tolles seyn, wenn ich es Ihnen nicht bewilligen sollte. Heraus, junger Mensch! In Ihrem Herzen steckt kein Bubenstück, also heraus damit!"

„Ihre Exzellenz —" hob er zitternd an, und schwieg wieder.

„Das muß etwas Gefährliches seyn; denn Sie wollen es mir nach Apothekergewicht geben, granweise. Heraus mit einem Worte! Ein so braver, junger Mensch, wie Sie, muß nicht drücken und stocken! Er muß wissen, was er will und sein Leben an seine Wünsche setzen. Was ist's denn?"

„Ihre Exzellenz — —" Er seufzte. Der Minister faßte seine Hand, und sagte, sanft: „Der Freund hat des Freundes Hand gefaßt! Nun drücke los, lieber Schubart!"

„Ich liebe Emmy."

„Nein, im Ernst, Schubart?"

„Ich muß dies Haus verlassen, fühle ich."

„Feig davon laufen, wie Gärtner. Sie haben doch Emmy nichts gesagt?"

„Wie konnte ich?"

„Können? zum Henker, Sie sind ja oft allein mit ihr gewesen! Haben Sie?"

„Nein!"

„Gar nichts? nicht ein Wörtchen? nicht mit einem Seufzer verrathen, nicht mit einem Händedrucke?"

„Nein!"

„Auch nicht mit einem sehnsüchtigen, trüben Schweigen? gar nicht?"

„Gar nicht, ganz und gar nicht!"

„Nun, das ist brav, Schubart! Doch nicht allzu brav! denn ich habe Ihnen ja gesagt, daß Emmy's Hand versagt ist."

„Das haben Sie wohl, Ihre Exzellenz; aber —"

„Nun, aber? Ich will doch hören, was Sie nun noch Kluges zu sagen haben. Nun aber — braver, junger Mensch! denn das sind Sie, Schubart."

„Aber ich hatte ein Herz. Ich war jung, und Sie — Sie —"

„Ich? Nun denn, ich habe meine Meinung Ihnen gesagt.“

„Sie gaben mir Gelegenheit — Emmy zu sehen; Sie befahlen mir, mit ihr zu gehen, ihr die Sommersprossen —“

„Nun, Schubart, was soll das? ja, das that ich. Aber wer hieß Sie, sich in Emmy verlieben? in Emmy, deren Hand versagt ist?“

„O wer kann widerstehen, wenn —“

„Widerstehen? zum Henker, lieber Schubart! Emmy ist ein junges Ding: warum hat die widerstanden? Denn sie ist so gut mit Ihnen gegangen, als Sie mit ihr. Aber ehrlich, recht ehrlich ist's, daß Sie mir es sagen. Hören Sie, lieber Schubart, Sie sind ein Narr. Ich sage Ihnen noch einmal: Emmy's Hand ist so gut wie versagt. Machen Sie sich also von Ihrer Liebe los!“

„Ja, ich muß Ihr Haus verlassen.“

„Das hieße, sich von meinem Hause los machen, aber nicht von Ihrer Liebe. Ich fodre mehr von Ihnen, lieber Schu-

bart! Sie sollen mir nicht so feig davon laufen als Gärtner, der auch ein guter Junge war, das gebe ich zu. Sie sollen, sehen Sie, eben darum, weil Sie Emmy lieben, hier bleiben."

„Das ist unmöglich! ganz unmöglich!"

„Unmöglich? was wäre dem festen Willen unmöglich? was Ihnen? Die Liebe ist eine sehr mächtige Leidenschaft, Schubart; das, glauben Sie mir, hat kein Herz mehr erfahren, als dieses. Aber ich dächte, in meiner Brust, so gut als in Ihrer, müßte diese Leidenschaft göttlicher Natur seyn, und nicht ein roher, blinder Zyklope, der nur liebt aus Eigennutz. Emmy, sehen Sie, hat Vertrauen zu Ihnen, das schönste, das unschuldigste Vertrauen von der Welt. Verließen Sie uns: so müßte ich Emmy einen neuen Lehrer geben, der alles umwirft, was Sie gebaut haben, die vollen Blüthen, die Sie in Emmy's schöner Seele hervorgetrieben haben, mit unbarmherziger Faust abreißt. Sie müssen schon darum bleiben, um Emmy's Geist zu vollenden. Se-

hen Sie, weil Sie sie lieben. Kommt ein Anderer, liebster Schubart, und ein junger Mann muß es seyn, soll er seyn — denn sie selbst ist jung — Emmy ist schön, Emmy ist jung. Ich würde zittern, daß sie den neuen Lehrer liebte."

Leise fragte Adolph: „Und das fürchten Sie nicht bei mir?"

„Nein, nein, Schubart! Eben darum müssen Sie bleiben. Emmy ist als Kind mit Ihnen aufgewachsen. Sie sind ihr Bruder. Sie werden ihr nie etwas anders seyn, als Bruder. Jeder Fremde würde ihr mehr seyn als Bruder; und Sie, Sie hätten Emmy unglücklich gemacht."

Eine bunt gemischte Empfindung stieg in Adolphs Busen auf, und er sagte: „Ich bleibe, Ihre Exzellenz!" Es war Großmuth, die Erziehung des geliebten Mädchens zu vollenden, es war Eifersucht auf einen neuen Lehrer, der das Herz Emmy's erwerben könnte; es war eine geheime Hoffnung, was die Zeit thun

könnte; es war Liebe, die sich aber verbarg.

Nachdem der Minister dem Jünglinge vorgestellt hatte, wie viel größer es wäre, den Geist seiner Geliebten mit allen Blüthen der menschlichen Kenntnisse, der schönen Empfindungen zu kränzen, als feige sie zu verlassen, faßte er Adolphs Hand, und setzte hinzu: „Aber Sie versprechen mir, lieber Schubart, unter keiner Bedingung dem Mädchen je Ihre Liebe zu verrathen!"

Erhoben über das Leben in dieser großmüthigen Minute, versprach der Jüngling mit einem feierlichen Handschlage es dem Minister. Der Minister, voll eines stolzen Zutrauens, was den Jüngling am meisten ehrte, umarmte ihn, und sagte: „Jetzt, lieber, edler Schubart, jetzt haben Sie die freieste Macht, mit Emmy so viel zusammen zu seyn, als Sie selbst wollen. Ja, lieber Freund, Sie werden mich sogar verbinden, wenn Sie recht sehr oft mit dem Mädchen zusammen sind. Sie sind so edel, so groß, daß Ihr

Umgang nothwendig das Herz des Mädchens erheben muß, einmal dem Schicksale, ach! vielleicht einem harten Schicksale ein Herz von eben so unüberwindlicher Tugend entgegen zu setzen, als Sie jetzt gezeigt haben."

„Darf ich jetzt reden, Ihre Exzellenz?"

„Sie dürfen von jetzt an alles, Schubart!"

„Kennen Sie den Drost Schleier genau?"

„Ich kenne ihn; er mag leicht nicht so schlimm seyn, als Sie glauben können. Ich weiß, was Sie sagen wollen, lieber Schubart! Aber, Jüngling, Jüngling, lerne mich auch kennen! lerne einmal den kalten Minister kennen. Auf dieser Verbindung ruht das Wohl eines ganzen Volkes. Breche ich die Verbindung ab: so höre ich auf, Minister zu seyn. Der alte Schleier ist Minister. Emmy soll ihr Opfer bringen für das Wohl eines Landes. Darum eben soll sie nicht lieben, darum eben wird sie so einsam er-

zogen, darum eben sollst Du ihr Freund seyn, und nicht mehr."

Adolphs Geist hob sich empor über das Leben, über die Liebe. Thränen standen in seinen Augen. „Ich bleibe," rief er — „und müßte mein Herz tausendmal brechen. Ich bleibe."

„Darauf rechnete ich!" Sie gingen aus einander.

Adolph ging sogleich zu dem geliebten Mädchen hinüber mit einer glühenden Freude, als hätte man ihm eben ihre Hand bewilligt. Es war zu einer ungewöhnlichen Zeit. Emmy hüpfte ihm entgegen. Er kündigte dem Mädchen an, daß er von nun an recht oft, recht lange in ihrer Gesellschaft bleiben würde. Emmy klatschte in die Hände, und war außer sich vor Freude.

Er fing nun seinen Unterricht nach einem Plane an, und sein Plan schloß fast die ganze Zeit des Tages ein.

Ach, Emmy hatte gar nichts gegen den süßen Plan! Er trat mit ihr hinaus unter die Zitronenbäume, wie in einen

Himmelssaal. Er faßte ihre Hand, er drückte sie an seinen Busen; denn was hatte er zu wagen! Sie war ihm eine Heilige, die für eine irrdische Liebe viel zu heilig war. Sie sah ihn bestürzt über diese Begeisterung, doch mit liebenden Blicken an. O sein Herz, voll Tugend, empfand bei diesem Blicke, welcher Gefahr er entgegen ging, empfand, daß er sein Leben, sein Glück so gut opfern mußte, als sie es sollte! Aber er trat muthig an den Altar der Tugend, an dem so viel geopfert werden sollte, und das erste, was er ihr sagte, war: „Die Tugend, Emmy, fodert alle Opfer."

„Und macht so selig," sagte sie, und drückte seine Hand zur Dankbarkeit an die jugendliche, hochwallende Brust.

Nach einigen Tagen fühlte Adolph wohl, welch ein schweres Versprechen er über sich genommen hatte. Er hoffte, der Minister würde seine Dienstfertigkeit doch wohl ein wenig zu dienstfertig finden; aber der Minister that jetzt mehr als je, als hätte der junge Mensch so wenig als

Emmy Herzen. Er machte Adolphen von allen andern Arbeiten los, damit er ganz allein für Emmy's Bildung leben konnte. Dieses ungemessene Vertrauen machte Adolphen bestürzt; aber auch vorsichtig. Wie konnte er das heilige Vertrauen, das ein Vater, das ein Land in ihn setzte, täuschen?

Mit einer unerhörten Großmuth brachte er alle Tage, alle Stunden neue und schwere Opfer. Denn Emmy hing sich jeden Tag mit einer stärkern Begeisterung inniger an ihren geliebten Lehrer. Er bereuete tausendmal sein Versprechen. Er hoffte, der Minister würde einmal fragen, wie es ginge, damit er ihm sagen könnte: Es wäre unmöglich! Aber der Minister fragte nicht. Er mußte aushalten unter diesem Fokus des Sonnenspiegels. Und was das Schlimmste war, die Hoffnungslosigkeit verschönerte Emmy noch mehr. Sie war ihm jetzt ein Himmel, der sich ihm mit aller Seligkeit aufthat. Er irrte nicht; denn Emmy, die immer bei ihm war, öffnete ihm die schöne, reiche Seele,

deren offne Pforten sonst Muthwillen und Scherz verdeckt hatten, wie Nebel die reichsten Goldminern verhüllt.

Er fand auf einmal in dieser schönen Seele voll froher Laune ein tiefes, stolzes Gefühl, für das Große, für das Schöne. In der schönen, dämmernden Stille seines Vertrauens keimten die reichen Blüthen ihres Geistes hervor, wie der Kaktus nur in der späten Abenddämmerung seine reiche Blume hervortreibt.

„O," rief sie — „könnte ich die Zeit zum Stehen bringen, lieber Schubart! sie sollte nicht einen Schritt weiter gehen. Nein, glücklicher kann mein Leben nicht werden als jetzt. Glücklicher kann keines Menschen Leben seyn als meins jetzt."

„Das werden Sie Ihr ganzes Leben hindurch sagen, Emmy."

„Das gebe Gott! darum sagte ich eben: ich möchte die Zeit fest zaubern können. Denn so glücklich ich bin, so dürfte ich doch nichts verlieren von dem, was ich habe. Mich dünkt, ich würde alles damit verlieren."

Nach sechs Wochen sah Adolph in ihren Herzen die Flamme der Liebe brennen. Er weidete sich an dem entzückenden Schauspiele. Er war im Begriff, sich seiner Geliebten und liebenden Emmy zu Füßen zu werfen, ach! sein rasendes Versprechen hielt ihn zurück.

Sie redete jetzt oft mit Adolph von ihrem Bruder, den sie unbeschreiblich liebte. Auch auf den hatte der Minister sich berufen. Er besuchte Emmy von Zeit zu Zeit, und doch hatte Adolph gehört, er sey in Rußland. Er kam immer, wenn einmal Adolph abwesend war. Emmy war eben so begierig, ihren lieben Lehrer dem geliebten Bruder vorzustellen, als Adolph es war, den Bruder Emmy's kennen zu lernen. Denn von diesem Bruder erzählte Emmy, daß er der edelste, der sanfteste Mensch sey, daß er ihr tausendmal versprochen hätte, er wollte sie glücklich machen. Selbst der Minister hatte eine große Achtung gegen diesen Bruder, auf den Emmy eine räthselhafte Hoffnung setzte, die zuweilen

wie ein Strahl des Himmels in Adolphs Herz drang.

Adolph kämpfte mit seiner unendlichen Liebe, er kämpfte mit Emmy's Liebe, die immer blühender aus dem Herzen hervordrang. Er verzweifelte. Er faßte Hoffnungen, er verwarf sie wieder. Mitten in dieser Verzweiflung stürzte er zum Minister ins Zimmer. Bleich, athemlos stand er vor dem Manne da, der ruhig fragte: „Was giebt's?"

„Ich kann nicht länger mein Versprechen halten. Ich sage es Ihnen zuvor."

„Wie? und Sie haben es bis jetzt gehalten?"

„Mit der Anstrengung eines Verzweifelten."

„O mein Himmel, Sie machen die Sache ja entsetzlich gefährlich! Warum können Sie es nun nicht länger halten?"

„Weil geschehen ist, was ich voraus sagte, weil Emmy mich —"

„Nun heraus! liebt etwan?"

„Ja, weil sie mich liebt."

„Was, zum Henker? — aber nein, Sie sind ein Thor, Schubart! Das ist nicht möglich. Wie wäre das zugegangen, wenn Sie anders Wort gehalten haben? Das Mädchen ist ja mit Ihnen aufgewachsen! Sie kann Sie ja gar nicht anders betrachten als einen Bruder!“

„Sie betrachtet mich anders.“

„Das ist ja gegen die Natur. Sie bilden sich das ein, Schubart!“

Diese starre Kälte, die der Minister der Verzweiflung des jungen Menschen entgegen setzte, machte den Jüngling verwirrt.

„Setzen Sie sich, erzählen Sie mir, aber ich will bitten, wenn es Ihnen möglich ist, ohne alle poetische Figuren, von unumstößlicher Nothwendigkeit; denn was ein Mensch, wie Sie, sechs Monate hindurch kann: schweigen, das sollte ich meinen, müßte er noch sechs Monate können.“

„Nicht eine Minute länger.“

„So erzählen Sie, lieber Schubart. Die Schuld ist dann mein! Wir wollen menschlich überlegen.“

Adolph erzählte. Der Minister unterbrach ihn von Zeit zu Zeit; „Nun da sehe ich doch gar nichts, was Sie berechtigen könnte, sich so zu fürchten. Es müßte denn noch ärger kommen.“ Adolph fuhr fort zu erzählen. Der Minister hörte alles ruhig an. „Ja,“ sagte er zuletzt kalt und lächelnd — „wenn es so ist, so — habe ich mich geirrt. Ich nehme alle Schuld auf mich selbst. Die Kälte eines alten Mannes hat Ihnen da eine Herkules-Arbeit aufgebürdet, die vielleicht jedem jungen Menschen zu schwer war.“

„Aber, — nun bleiben Sie sitzen, was ist nun zu thun? lassen Sie uns wie Männer recht reiflich überlegen. Ich hoffe, lieber Schubart, Sie haben nicht vergessen, daß die Erfüllung Ihrer Wünsche eine Unmöglichkeit ist!“

Adolph schwieg. „Nun? Sie antworten nicht?“

„Ich wage es nicht, etwas zu hoffen. Aber, Ihre Excellenz, ich fühle jetzt, daß es grausam ist, eines Menschen Glück für

eine ungewisse Hoffnung zu opfern. Ich rede nicht von mir, ich rede von Emmy."

„Glauben Sie denn wirklich, lieber Schubart, daß Emmy ohne Sie nicht glücklich werden kann? Antworten Sie wie ein Mann, wie ein Philosoph!"

„Ich glaube, daß Niemand Emmy so lieben, so ehren kann, als ich."

„Das will ich Ihnen sogleich zugestehen. Sie werden mir dagegen einräumen, daß die Natur viel, sehr viel für das Unglück gethan hat. Die Zeit heilt alle Wunden."

„O ich mag nicht so kalt richten über einen Schmerz, der auch ewig seyn kann! Wenn ich eine Tochter hätte, die —"

„Es wäre die Frage, ob Sie bei einem solchen Anlaß so ruhig, so billig, so gerecht wären als ich! Glauben Sie mir, ein Liebhaber und ein Vater sind zwei ganz verschiedene Dinge. Daß Sie Emmy lieben, sehe ich; ob Emmy Sie liebt, müssen wir vorsichtig prüfen. Ich nehme Sie also von heute an in mein Kabinet. Emmy ist achtzehn Jahre alt. Emmy

tritt

tritt von heute an in die Welt. Sie sehen sie nicht wieder. In einem Jahre werden wir beide und Emmy dazu weiser seyn, oder wir wissen mehr als jetzt. Und am Ende steht dem Bruder Emmy's die Entscheidung über seiner Schwester Hand zu. Sie sehen, mein junger Freund, ich nehme Ihnen nicht geradezu alle Hoffnung; aber ich gebe Ihnen auch keine; denn ich verlasse mich auf das Jahr, da Sie Emmy nicht sehen sollen."

„Sie haben auch darin Recht, daß es grausam ist, ein Herz für eine ungewisse Hoffnung, sie sey auch noch so schön, zu opfern. Laß den Schleier und meine Ministerstelle zum Henker gehen, wenn es nicht anders seyn kann! Sind Sie so mit mir zufrieden?"

Adolph warf sich dem Minister zu Füßen. „Gott!" rief er — „Sie nehmen mir nicht alle Hoffnung?"

„Behüte mich der Himmel! Aber sehen mag ich doch gern, lieber Schubart, wofür ich so etwas Großes gebe, wie meiner Emmy Hand. Also Ihre

Hand darauf, Schubart, Sie sehen Emmy nicht wieder! Sie gehen heute ins Kabinet. Sie ziehen in einer Viertelstunde aus." Adolph reichte ihm die Hand. „Ja, hören Sie wohl, Schubart, was Sie versprechen: Sie sehen Emmy nicht wieder, unter keiner Bedingung! Sehen Sie sie doch wieder, so ist Ihre Hoffnung verloren! Merken Sie das!"

Adolph versprach das, und in einer Viertelstunde war er zehn Häuser von dem Minister auf seinem Zimmer, und Emmy fragte den Mittag voll Verwunderung: „Wo ist denn mein Lehrer?"

„Dein Lehrer? Emmy, er hat so treu Dich unterrichtet, daß ich doch am Ende für sein Glück sorgen mußte. Er ist mein Kabinets-Sekretair geworden. Dein Unterricht ist vollendet. Er hat nun vollauf zu thun. Du wirst wohl thun, wenn Du nun für andere Unterhaltung sorgst. Ich will Dir helfen, so viel ich kann. Du sollst nun in die Welt treten."

Emmy hörte hoch auf; aber dann füllten sich ihre Augen mit Thränen. Aber sie konnte jetzt nicht reden; denn ein Bedienter stand hinter ihrem Stuhle.

Nach Tisch ging sie in ihres Vaters Kabinet. Sie näherte sich ihrem Vater mit einem höchst betrübten Gesicht.

„Höre Emmy, soll ich Dir sagen, was Du mit diesem betrübten Gesicht mir sagen willst? Du willst mir ohne Zweifel sagen, daß Du nicht in die Welt treten willst, daß Du ohne Deinen lieben Lehrer nicht leben kannst, daß Du ihn liebst."

Hier erröthete sie. „Liebst?" fragte sie.

„Ja, mein Kind, liebst! Du scheinst das nicht zu wissen. Aber von jetzt an, denke ich, wirst Du es wissen. Du liebst ihn. Ich habe das erst gestern erfahren. Nun siehst Du leicht ein, gute Emmy, wie viel, wie sehr viel, dieser Liebe im Wege steht: dein Stand, Dein Reichthum, die Erwartung der Welt, die man niemals ganz täuschen darf. Am meisten Dein Bruder, der sehr bald kommen wird,

und der sich vorbehalten hat, Dein Schicksal zu entscheiden."

„Er liebt mich, lieber Vater! Er liebt mich unendlich!"

„Das thut er, gewiß! wer möchte daran zweifeln? Aber eben, weil er Dich so unbeschreiblich liebt, weil Du ihn liebst: so konnte er ja eben darum gern Dein Geschick bestimmen wollen."

„Er? mein Geschick? Das wäre Liebe?"

„Ja, liebste Emmy, mich dünkt, das ist Liebe; wenn Du nicht etwan glaubst, der Haß habe ein Recht, das Schicksal eines Menschen zu bestimmen: was wäre Deines Bruders Liebe, wenn er nicht heiß wünschen müßte, Dich vollkommen glücklich zu sehen? Frag nur Dein eignes Herz darum. Du bist ein Kind, in der Einsamkeit auf seinem Befehl erzogen. Er hat in der Welt gelebt, er kann sich vermessen, Dein Glück besser zu kennen, als Du selbst. Was wäre denn die Erfahrung, Kind, die Weisheit der mehrern Jahre, wenn sie keine Stimme ha-

ben sollte bei dem Glück der Kinder, die wir lieben? Habe ich Dich gefragt, wie ich den Plan machte, Dich zu erziehen? Du wirst freilich eine Stimme haben bei der Entscheidung Deines Schicksals; aber nur Dein ruhiges Nachdenken, und nicht eine Leidenschaft, die alles falsch sieht, alles falsch beurtheilt."

„Alles? alles? O gewiß, Vater, ihn, meinen Lehrer beurtheile ich nicht falsch!"

„Schon in einem Punkte, liebes Kind, daß Du den Unterschied des Standes über ihn vollkommen vergessen hast."

„Sie selbst, lehrten mich, mein Vater —"

„Wohl that ich das. Dein Herz sollte nur die Tugend ehren, Emmy, wo sie war; aber die Welt will auch geehrt seyn. Das habe ich Dich auch gelehrt. Nicht wahr, gute Emmy? Die Tugend fodert Opfer, das Glück auch, die Welt auch, auch der Bruder für seine unaussprechliche Liebe. Und der ist groß, der die schönsten Opfer bringt. Dein Bruder hat Deine Hand einem jungen vortrefflichen Manne bestimmt, den er unendlich

liebt, der sein Freund ist, dessen Freundschaft er mit nichts Besserm belohnen kann, als mit der Hand seiner Emmy. Und seine Liebe zu Emmy weiß er durch nichts Schöneres zu zeigen, als durch die Verbindung mit seinem Freunde, der sie glücklich machen wird."

„Ja, Vater," rief Emmy erblassend — „jetzt fühle ich, daß ich meinen Lehrer mit einer unendlichen Liebe liebe, daß ich ohne ihn unglücklich seyn muß, daß der Haß meines Bruders für mich nichts schrecklichers ersinnen könnte, als das, was seine Liebe ersonnen hat. Nein, nein, Vater, ich kann das Opfer nicht bringen, was man mir zumuthet, und Sie werden mein Schutz seyn!"

„Dein Bruder wird sagen: ja, wenn sie ihren Lehrer liebte!"

„Ich liebe ihn. Sie werden mir es bezeugen."

„Ob Dein Lehrer Dich liebt, das werde ich sehen. Ich prüfe seine Liebe. Er hat versprochen, Dich in einem Jahre nicht zu sehen.

„Prüfen Sie meine Liebe auch, mein Vater!“

„Gut, liebe Emmy! Ich will sie prüfen. Du trittst heute in die Welt. Sey heiter, sey freimüthig, bleibe einfach nnd tugendhaft. Prüfe Dein Herz, in den ersten sechs Monaten. Ueberlege, was ich Dir gesagt habe, mit Nachdenken, mit Ruhe, in der Stille. Prüfe Du, wem Du mehr schuldig bist: der Liebe Deines Bruders, der nur Dein Glück will, oder der Liebe Deines Lehrers, der in Deinem Besitze selbst glücklich werden will. Prüfe Dein Herz, ob es nicht durch die Erfüllung der Wünsche Deines Bruders glücklich zu werden hoffen darf, ob Du nicht glücklich seyn kannst, ohne die Hand Deines Lehrers. Und nach sechs Mouaten laß uns die heutige Unterredung fortsetzen. Versprich mir das!“

Sie fiel um ihres Oheims Hals. Sie zerschmolz in Schluchzen, in Thränen, in Liebkosungen. Und ein ganzes Jahr soll ich ihn nicht sehen?“

„Das habe ich nur ihm verboten, Dir nicht. Das hat nur er versprochen, nicht Du!“

Sie stand nachsinnend, und sah ihren Vater an. „Das ist ja dasselbe, mein Vater!“

„Gut, wenn Du so meinst! Ich dachte, die Liebe sollte daraus einen Vortheil ziehen.“

Sie stand wieder nachsinnend. Dann sagte sie: „Und wenn er Wort hält, und wenn ich Wort halte: was dann?“

„Ich kann Deinem Bruder sagen: Sie lieben sich! Weiter nichts, mein Kind!“

„O mein Vater,“ rief sie — „was wollte ich nicht für ihn thun, für ihn leiden? O Sie sollen sehen!“

„Nun, so laß uns diese Unterredung, die uns Beide zu sehr auflöst, abbrechen; in sechs Monaten setzen wir sie fort, mein Kind! Prüfe Dein Herz mit Ernst, Emmy! Und nun muß ich gehen. In sechs Monaten!“

Adolph war in Verzweiflung; denn er wohnte zehn Häuser entfernt des Ministers Hotel gegenüber. Er sah, daß der Minister Wort gehalten hatte, daß Emmy in die Welt getreten war. Er sah sie in dem Putze der ersten, jungen Dame der Stadt in den Wagen steigen. Er sah sie am Abend mit Fackeln zurückkommen. Ach, es war noch ein Trost für ihn, daß er im Vorüberfahren ihre Hand sehen konnte, die auf dem Kutschenschlage lag. Er ging ins Schauspiel, wohin jetzt auch Emmy kam. Sie saß im Schimmer reicher Diamanten in der Loge, mitten unter den Damen ihres Standes, und sah hinab, und sah ihn nicht; denn er stand in einem dunkeln Oberrock gehüllt, im Parterre, mitten unter den jungen Leuten. Er durfte es kaum wagen, einmal hinauf zu blicken. Er hatte ja dem Oheim das Wort gegeben, sie nicht zu sehen.

„Nein," rief er — „das kann er nicht gemeint haben!" Und er nahm jetzt seinen Stand so, daß er sie sehen konnte, ohne seine Stellung zu verändern. Aber

nun war es noch schlimmer; der Geier der Eifersucht fraß an seinem Innern. Denn neben Emmy stand ein Jüngling, mit einem Domherrn-Kreuz auf der Brust, redend mit Emmy. Und wie viel Verbindliches sagte sie ihm! und mit welcher lieblichen Freundlichkeit sagte sie es! Der junge Mensch bückte sich alle Augenblick bis auf die Brustlehne der Loge.

Es wurde noch viel schlimmer; denn heute stand der Drost Schleier neben Emmy, und sie war eben so freundlich gegen den verhaßten Mann, als gegen jeden Andern.

Er stellte sich verhüllt in seinem Mantel an den Ausgang. Sie kam am Arme des Drosten herab. Sie rauschte stolz neben dem Versteckten vorüber, sprang in den Wagen, und zwei Fackeln leuchteten die Gasse hinab.

So hielt mein armer Junge Rechnung über jeden Besuch, den sie machte, ach, und er schwor, nichts in der Welt sey gefährlicher für ein unschuldiges, reines

Herz, als die Vergnügungen der Welt, die er verachtete.

Auf der Maskerade erblickte er auf einmal den ganzen unermeßlichen Abstand zwischen Emmy und sich. Der Hof tanzte eine Quadrille. Die Damen stellten die Göttinnen des Alterthums vor, die Herren die Götter. Emmy machte die Aurora. Der Prinz tanzte mit Emmy. Alles schimmerte von edeln Steinen, Perlen und reicher Pracht.

Ach, wie wollte sie unter den Huldigungen eines ganzen Hofes, des Prinzen, nicht die stumme, unbekannte Liebe eines nichts bedeutenden jungen Menschen vergessen! Er drängte sich, in einem schwarzen Mantel gehüllt, nahe an den Ort, wo sie stand. Ach, wie schön war sie! Wie glüheten die Wangen von dem Vergnügen! Wie leicht schwebte das Mädchen im Tanze dahin, als trügen sie die Genien der Freude und des Vergnügens!

„O wie schwermüthig, wie langsam würde ihr Gang seyn, wenn sie noch an mich dächte, wenn nicht schon längst die-

ses treue Herz vergessen wäre!“ dachte er, an den Nägeln käuend — „O der alte, kalte, spottende Prophet hat Recht gehabt! Ich bin schon vergessen, nach flüchtigen vier Wochen vergessen!“

Er nahm sich vor, noch näher heran zu treten, und wenn sie ruhete, ihr zuzuflüstern: „Leben Sie wohl, Emmy!“ und dann sogleich die verführerische Stadt und die Leichtsinnige zu verlassen. Aber er hatte dem Minister sein Wort gegeben, sie nicht zu sprechen. Er drängte sich durch den Haufen, und flog nach Hause.

Ach, wie viel tausendmal bereuete er dieses Versprechen! Der Minister foderte ihn in sein geheimstes Schreibzimmer, etwas Wichtiges in Ordnung zu bringen. Er wußte ja nicht, daß jetzt Emmy nicht mehr im Garten wohnte, sondern die ganze, große, prächtige Wohnung, vorn heraus eingenommen hatte. Er saß neben dem Minister, der ihm leise zuflüsterte, was er schreiben sollte. Ein Bedienter rief dem Minister, und kam dann zurück, um Adolph zu sagen, daß Ihre Excel-

lenz an Hof gefahren wären; Adolph sollte nur fortarbeiten. In einer Stunde wäre er zurück.

Adolph schrieb, und um sein Ohr zogen leise Töne einer wohlbekannten Melodie. Er öffnete leise die innere Thür, und nun hörte er im Saal, dem dritten Zimmer, Emmy's Stimme, Emmy's Klavierspiel.

Er horchte, sie war allein. Er durfte nur noch die Thür öffnen, und er war bei Emmy. Er konnte ihr seinen schwermüthigen Blick zeigen, sein blasses Gesicht voll Kummer. Er konnte mit dem zärtlichen Ausrufe: Emmy! die alte halbvergangene Liebe wieder hervor rufen. Aber sein Versprechen! Er verschloß die Thür wieder.

Der Minister kam. Er hörte die Töne auch. Er sagte: „Was ist das, Schubart?"

„Es ist Emmy, die spielt und singt."

„Ganz recht! sie probirt ein neues Instrument, das ihr Bruder ihr geschickt hat.

Aber woher wissen Sie denn, daß es Emmy ist?"

„Ich habe das Nebenzimmer geöffnet," antwortete Adolph, erröthend — „da hörte ich deutlich, daß es Emmy war."

„Das Nebenzimmer? Schubart! Schubart! keine Thür weiter?"

„Keine Thür weiter!"

„Ehrlicher Junge! sagte der Minister, und fuhr fort, mit ihm zu arbeiten. Aber es ging nicht; denn die leisen Töne brachten ihn wieder aus allem Takt.

Der Minister jagte Emmy da weg; aber um ihre Arbeit war es geschehen; denn Adolph horchte immer nach den Tönen hin, die längst schwiegen.

Der Minister sendete Adolphen in die Bibliothek, ein Buch zu holen. Der Weg ging vor dem Garten vorüber. Emmy saß sinnend unter den Zitronenbäumen. Adolph durfte ja nur stark auftreten, nur husten, so sah ihn Emmy. Aber das verdammte Versprechen! Er schlich leise wie ein Verbrecher vorüber, und Emmy sah ihn nicht.

Er begegnete einen Morgen der Aufseherin Emmy's. Die Frau blieb, freudig erschrocken, vor Adolphen stehen. „O mein Gott, liebster Herr Schubart, wie geht es Ihnen denn? was machen Sie? wie leben Sie? Gottlob, daß ich Sie doch endlich einmal wieder sehe! Wir gehen ja wohl einen Weg, lieber Schubart!" Sie nahm sogleich seinen Arm. „Ach, wie wird Emmy sich freuen, wenn ich ihr sagen werde, ich habe Sie wieder gesehen!"

„Und was macht Emmy?" fragte er bestürzt.

„Was macht sie, lieber Himmel! sie verlangt nach der alten Zeit zurück, das glauben Sie mir! Ach, das hat sich alles geändert! Wir können wohl denken, wie das alles gekommen ist, daß Sie sich gar nicht mehr sehen lassen! Die arme Emmy! Es thut mir in der Seele weh, glauben Sie mir! Aber, lieber Gott, wenn Sie an das arme Mädchen so viel dächten, wie wir an Sie: so hätten Sie sich wohl einmal sehen lassen! Wenn der Herr im

Conseil ist: so sind es zehn Schritte durch die Hintertreppe, und Sie sind bei uns, und allein sind wir den ganzen Morgen."

„Gott, liebste Freundin, ich kann nicht!"

„Ja, das sage ich der armen Emmy immer; aber die sagt: Ja, wenn er noch an uns dächte, und an die schöne vergangene Zeit: so käme er wohl, auch nur eine Minute lang! Er könnte nur einmal sagen: Guten Morgen, Emmy!"

„Morgen! morgen!" rief er mit hochschlagender Brust, und nun ging er schweigend neben der Frau her. „Morgen!" sagte er noch einmal, und so laut, daß sie ihn beim Aermel zupfen mußte. „Nein," rief er auf einmal — „ich kann bei Gott nicht! leben Sie wohl!" Und er entsprang der reizenden Versuchung.

„Das verdammte, das ungeheure, das heillose Versprechen!" rief er laut, und focht mit den Händen so arg, daß die Vorübergehenden stehen blieben. Aber auf einmal kehrte er wieder um, und flog der Frau nach. Sie sah sich nach ihm

schon

schon um, und ging schon langsamer, stand schon, trippelte, um ihn zu erwarten; da stürzte er in eine Nebengasse, und er war verschwunden.

Auf dem Markte stand er vor einer Bude, die ihm den Weg versperrte und sagte einer jungen, hübschen Leinenhändlerin gerade in's Gesicht: „Und wenn es mein Leben kostet: so will ich ihr sagen, wie unaussprechlich ich sie liebe!“

„Desto lieber werden Sie mir recht viel abkaufen, junger Herr!“ sagte die Leinenhändlerin. Er erwachte, zog den Hut, und ging weiter.

Aber wissen wollte er doch nun von Emmy's Aufseherin, ob Emmy sich wirklich betrübte, und wie sehr; denn er erinnerte sich, wie aus einem halb vergessenen Traume, daß sie etwas davon gesagt hatte. Aber der Worte erinnerte er sich nicht mehr.

Er paßte der Frau auf, und traf sie glücklich. Sie wiederholte ihm alles, und legte das schöne Netz der Versuchung noch einmal vor ihm aus. Aber mit einem

Fluche zerriß er es; und da sie ihn bat, doch der armen Emmy etwas sagen zu lassen, (sie erbot sich so freundlich zum Bestellen): da schüttelte er das Haupt und sagte: „Sagen Sie ihr — sagen Sie Emmy —“ Er seufzte tief auf, sah der Frau starr ins Gesicht, und kehrte um. „Das entsetzliche Versprechen!“

Ich bitte aber die Welt, die, um ihre Pflicht zu wissen, keinen andern Maaßstab gebraucht, als ihre Wünsche, es meinem Sohne nicht übel zu nehmen, daß er ein solcher Rigorist ist. Er hatte von Jugend auf von seinem alten ehrlichen Rektor, von mir, am meisten von Hostmannen gelernt, daß Wort halten das Ehrenzeichen des Mannes ist; daß keine Liebe, daß keine Verführerin, und zeigte sie dem Manne die Schlüssel zum Paradiese in ihrer Hand, und zeigte sie das offne Paradies selbst, mit einer Emmy darin; daß nichts den Mann vom Worthalten entbinden kann, nicht der Löseschlüssel des größten Apostels, und daß es höchstens dem Manne erlaubt ist, was Adolph

auch jetzt thut, das Versprechen in die unterste Hölle zu verfluchen.

Indeß war es wahr, was die Aufseherin gesagt hatte, Emmy war von Herzem betrübt. Sie trat in die große Welt ein, und der Glanz, der ihr entgegen schimmerte, die Freude, die mit allen Lorbeerkränzen, Myrrthenkränzen, Aehrenkränzen, Rosenkränzen der Ehre, der Eitelkeit, der Pracht, der Vergnügungen, der Bälle, Maskeraden Emmy entgegen hüpfte, zog wohl ihr Herz an sich. Es war eine neue Welt, in die sie eintrat, wie in einen Feentempel; aber sie vergaß darüber das einsame Thal nicht mit dem Altar der Liebe, von Rasen erbaut. Sie genoß mit offnem Herzen die Freude, und zu Hause empfing sie die Sehnsucht wieder, und setzte ihr den einfachsten Kranz von Wintergrün wieder auf das gebeugte Haupt.

Sie fühlte eine Leere in ihrer Brust, die kein Kranz der Freude bedecken konnte. Die Rosenlippe, die am Hofe, in der Gesellschaft nur Scherze verhauchte, verhauch-

te in der Einsamkeit nur Seufzer. Die Freude ließ keine Spur auf Emmy's Gesichte nach, in dem Herzen noch viel weniger; aber sie hatte doch von dem schönen Gesichte den Eindruck des heftigen Schmerzes verwischt. Sie trug die Trennung von dem Geliebten mit sanfter Geduld; aber in ihrem Busen lag der feste Entschluß, und er wurde durch die Trennung immer fester, nach sechs Monaten ihrem Oheim zu sagen: Sie wollte gern ihr Glück aufgeben; aber nicht ihre Tugend, nicht den Glauben an eine ewige Liebe, die mit ihrer Liebe zu Adolph ihr fast eins zu seyn schien.

Ihr Oheim sah sie, zweifelte an der Stärke ihrer Liebe. Sie wollte ihm alle Zweifel darüber benehmen. Nach den ersten drei Tagen ihrer Trennung wollte sie schon Gebrauch von der Erlaubniß ihres Oheims machen, Adolphen zu sehen; doch die Liebe macht wohl blind, aber auch listig. Adolph hatte versprochen, sie nicht zu sehen, und Adolph mußte Wort halten. Das sah sie. Sie ver-

sagte sich die Erfüllung ihres Wunsches, der sich ihr von selbst in ihrer Aufseherin anbot, oder sie ging der Versuchung aus dem Wege. Dieser kleine Sieg machte Emmy Muth zu viel größern. Sie trat nach ihres Oheims Wunsch ein in die Welt, und ihr Eintritt war ein Triumph.

Sie besuchte mit einem freien Herzen alle Vergnügungen. Sie ließ sich von einem Heer Anbeter umlagern; aber nach und nach fühlte sie die Abwesenheit des Geliebten mit einer schmerzlichen Sehnsucht. Sie legte sich ins Fenster, wenn er zu ihrem Vater kam, und wenn er ging. Sie sah ihn im Schauspielhause sehr wohl, und sie freute sich über seine Blicke, die er verstohlen zu ihr hinauf warf. Schon war sie Willens, ihm das nächste Mal ein kleines Zeichen, daß sie ihn erkannte, zu geben; aber nein! es kam darauf an, ihren Oheim vollkommen zu überzeugen, und was ihr auf einmal voll einer hohen Freude einfiel, auch sich selbst, von Adolphs Treue.

Ihre Aufseherin, vom Mitleiden mit dem Mädchen durchdrungen, gestand ihr, daß sie um ihre Liebe wisse. Sie tadelte des Oheims Strenge. Sie ließ Emmy sehen, wie leicht es sey, ohne Wissen des Oheims ihren theuren Lehrer zuweilen zu sprechen.

Emmy wurde bewegt. Sie warf sich weinend an der Versucherin Busen, die ihr die schöne Hoffnung vorhielt. Aber wieder nein! denn sie mußte ja ihren Oheim überzeugen.

„Das ist gut, liebste Emmy; aber der Schubart trauert. Er härmt sich ab, der arme, ehrliche Junge."

„Traure ich denn nicht?" fragte Emmy, gewaltig, und das war ihr ein Grund mehr, ihn nicht zu sehen. „Aber ich will auch nicht einmal mehr trauren," rief das Mädchen, voll ihres Entschlusses, ihn nimmermehr fahren zu lassen.

Wenn das Herz zu stolze Entschlüsse faßt: so wird es hinterher desto weicher aufgelöst. Emmy fuhr sogar mit scherzendem Leichtsinne in eine Gesellschaft zu

Schleiers. Es war ihr Geburtstag, den Adolph vier Mal gefeiert hatte, mit dem einfachen Geschenke einer weißen und rothen Rosenknospe. In Schleiers Hause empfing sie ein Triumphbogen von Blumen, in dessen Hintergrunde ihr Name in magischem Feuer brannte. Am Abend war der Garten des Hauses reich erleuchtet, und die Kaskade in der Mitte war ein Feuerstrom, der aus der Erde stieg, und nur ihren Namen oben auf der Feuersäule trug. Alles betete sie an, wie die Göttin des Festes, und die Mutter Schleiers erlaubte sich in der Stunde der dankbaren Erweichung Emmy's doch eine kleine, artige Anspielung auf die Hoffnung der Familie, wie viel mehr einst Emmy diesem Hause seyn sollte. Emmy verstand sie nicht aus freudiger, junger Lust. Sie legte sich sanft an der Mutter Busen. Ihr Oheim stand gegen ihr über, und sah sie ernst, sinnend an.

Um Zwölfe fuhr sie nach Hause mit ihrem Oheim. Ach, sie hatte heute ja den Entschluß gefaßt, nicht mehr zu trauern

um den Geliebten; sie hatte schon oft den Schmerz, der in ihrem Herzen aufstieg, mit Gewalt abweisen müssen. Aber da brachte ihr Oheim ihr noch spät eine weiße und eine rothe Rosenknospe. „Das sey mein Geschenk, Emmy," sagte er, sanft und ernst — „zu Deinem Geburtstage." Sie erblaßte, wie sie die Blumen aus seinen Händen nahm. Sie ahnte, in welchen Verdacht ihr Vater sie ziehen mochte. Sie drückte die Blume auf ihr Herz. Dann fragte sie heftig: „Darf ich jetzt reden?"

„So bald die sechs Monate um sind, Emmy," sagte er. „Aber vergiß unter den Zerstreuungen der Welt nicht ganz, daß Du ehedem auch glücklich warst, Emmy!"

„Bin ich's denn jetzt?" fragte sie wieder, und als der Vater fort war, fing sie zu weinen an. Das Herz wurde auf einmal in einem unendlichen Schmerze aufgelöst.

Sie trat noch auf dem Balkon hinaus, von dem sie auf Adolphs Fenster sehen

konnte. Sie sah nur ein Licht im Zimmer, keine Bewegung. Dann hörte sie seine Flöte; aber nur den Anfang eines ihrer Lieblingslieder, und alles schwieg wieder; als hätte er sagen wollen: Warum soll ich's denn blasen? es ist ja doch alles vorbei.

„O warum schweigst Du, Geliebter?" sagte sie, leise. Aber nach einer Minute erhob sie die Stirn hoch gen Himmel. „Die Sterne wissen es, wie treu ich Dir bin!" Und nun weinte sie, aber ohne Schmerzen. Das Gewitter war vorüber, und auf den erfrischten Blumen hingen schimmernd die Regentropfen.

So sah sie lange nach dem Lichte. Mit dem Schlage Zwölfe erlosch es. Sie ging sanftträumend auf ihr Zimmer, und in sanfte Träume verhüllte die Nacht das weiche Herz.

Die Entführung.

Die sechs Monate Emmy's waren verlaufen. Sie trat zu ihrem Oheim in's Zimmer. „Hier bin ich, Oheim, unsere Unterredung fortzusetzen."

„Mädchen, Du hast ein erschreckliches Gedächtniß! Nun laß hören, was hast Du ausgesonnen, mein Kind? aber rede leise."

„Nichts, mein Vater!"

„Das ist erstaunlich viel für sechs Monate."

„Etwas habe ich doch ausgegrübelt. Ist mein Bruder mein Herr? und ist er's, darf er über mein Herz gebieten?"

„Das will er nicht; aber über Deine Hand, das will er. Aber rede leise. Sag' mir kurz und gut: Hast Du Dein Herz geprüft, Deine Liebe?"

„Ja."

„Nun? aber rede leise."

„Beide sind gut bestanden, lieber Oheim."

„Und Dein fester Entschluß ist?"

„Schubarts Frau zu werden.“

„Unbedingt?“

„Unbedingt.“

„So wasche ich meine Hände in Unschuld, Emmy! Dein Bruder will unbedingt, Du sollst Deine Hand dem Drosten Schleier geben.“

„Nimmermehr; auch wenn ich nicht liebte, nimmermehr!“

„Nun, sprich nur wenigstens nicht so laut; denn im Kabinet sitzt Schubart, der hört sonst alles.“

„Schubart?“ Emmy riß die Thür auf, und stand zitternd auf der Schwelle. „O Schubart!“ sagte sie nur.

„Emmy!“ rief er, und er kniete vor ihr.

Der Minister sah dem rührenden Schauspiele ernst zu. „Ich wette, er hat alles gehört,“ rief er. „Haben Sie, Schubart?“

Schubart drückte seinen Mund auf Emmy's Hand.

„Alles gehört! wie ich sagte. Zehn Mal habe ich Dich gewarnt, nicht so laut zu reden.“

Emmy zog ihn empor. „Haben Sie gehört, was ich sagte?“

„O Emmy, darf ich glauben, es sey wahr?“

„Wahr, mein theurer, geliebter Lehrer!“

„Nein, Emmy, das muß ich sagen, das ist sehr mädchenhaft, einem jungen Menschen zuerst zu sagen, daß Du ihn liebst. Aber ja! das ist nun recht gut. Aber setzt Euch, Kinder! setzt Euch, Sie hier rechts, Du hier links. Denn ein Mann von fünfundfunfzig Jahren, und ein Minister ist etwas anders.“

„Ihre Exzellenz!“ rief Adolph.

„Erst gesetzt, sonst höre ich kein Wort. Denn sitzt Ihr, Kinderchen, so seyd Ihr um Eure halbe Begeisterung, und wir haben recht verständig zu überlegen, das werdet Ihr sehen. Also angenommen, Ihr beide liebt Euch wie das Lamm den Klee, wie der Fisch das Wasser; (Seht

Ihr, ich weiß meine Vergleiche auch noch aus der Jugend her!) wie die Biene den Honig. Das setze ich voraus, und Ihr habt Euch beide in diesen sechs Monaten recht heldenmäßig betragen; aber sie ist für Schleiern bestimmt, Schubart!"

„Die Bedingung ist ja nicht mehr da. Er hat aufgehört, des Fürsten Günstling zu seyn."

„Recht gut; aber Schleier, der junge, hat Emmy's Bruder einmal einen unschätzbaren Dienst geleistet. Da wurde die Verbindung zwischen Schleier und Emmy verabredet. Jetzt, da Schleier unglücklich ist, tritt Emmy's Bruder nimmermehr zurück. Emmy, rede Du!"

Emmy erblaßte.

„Bleibt nur sitzen, still, still sitzen! Schleier ist ein elender Mensch, bei dem Emmy's Glück verloren geht; aber Emmy's Bruder ist über diesen Punkt nicht zu belehren; denn dieser Schleier ist auch ein Heuchler, ein listiger Heuchler.

Da lies Deines Bruders Brief vor, den ich vorgestern bekam."

Emmy las den Brief vor, der bestimmt den Willen ihres Bruders ausdrückte: Emmy sollte Schleiern ihre Hand geben. Ich habe Deinem Bruder wie ein Mann versprochen, mich nicht in die Sache zu mischen; und, Schubart, ein Mann muß Wort halten, das wissen Sie. Sie haben wie ein braver Mann Wort gehalten. — Nein! nein! bleibt sitzen! Ihr habt ja beide Recht. Laßt das gut seyn. Ich habe der Schleierschen Familie den Antrag thun lassen, meinen ganzen Einfluß für sie anzuwenden, sie in ihren Stellen zu erhalten, wenn sie die Heirath aufgeben wollten; aber sie wollen nicht. Nun bin ich fertig. Was wollt Ihr nun?"

Sie sprangen beide auf, reichten sich die Hände, und riefen: „Keine Macht soll diese Hände trennen, und diese Herzen!"

„Ist das Euer Ernst, und ich kann, Gott weiß! nichts dagegen sagen: so will

ich Euch voraus sagen, was geschieht. Du, Emmy, mußt kurz und gut mit Deinem Lehrer davon laufen. Du verlierst Dein Vermögen; denn Du hängst völlig von Deinem Bruder ab. Da der junge Herr bekommt eine Frau ohne Namen; denn Du darfst Deinen nicht nennen, er seinen nicht, sonst spürt Euch Dein Bruder aus, und so lieb er Dich auch hat, Emmy, so muß er doch ihn da für Deinen Entführer halten. Die Ehe wird getrennt. Schleiers sind über diesen Punkt gar nicht delikat. Ihr müßt Euch also in eine tiefe Einsamkeit verbergen, auf das Land. Er da verliert seine Eltern, so gut wie Du. Denn das erste ist, daß Dein Bruder sich bei seinen Eltern auf Kundschaft legt. Ich kann Euch nichts geben; denn ich habe versprochen, gar nichts dabei zu thun. Was Emmy hat, reicht höchstens mit der größten Sparsamkeit auf zwei Jahre. Und reicht es nur so lange: so wird ja doch endlich Dein Bruder zu versöhnen seyn. Seht, das ist ein herrlicher Anfang! Die Nichte

eines Ministers, Entführung, Verleugnung, Aufopferung ihres Namens, Armuth, Arbeit, Einsamkeit; kann die Liebe nun alle diese Opfer bringen, — das müßt Ihr wissen, — so macht, was Ihr wollt!"

Sie sprangen beide auf, und rannten einander in die Arme. Dann fielen sie dem Oheim zu Fuße, sie küßten seine Hände, sie benetzten sie mit Thränen. Adolph rief: „Wir gehen noch heute, Emmy! geliebte Emmy! Wir werden glücklich seyn!"

„Nicht heute! nicht also! Was ich als Mensch thun konnte, habe ich gethan; aber ich habe auch für meine Nichte zu sorgen. Ihr geht nicht eher aus meinem Hause, als bis Ihr Frau und Mann seyd, das heißt: getraut. Und nun sagt mir, wo wollt Ihr den Prediger finden, der die Nichte des Ministers, die davon laufen will, ohne meine Einwilligung kopulirt? he? Emmy? oder Schubart müßte denn einen finden, der es aus Liebe thäte."

„Ich

„Ich weiß schon einen!“ rief Emmy.

„Du weißt einen? Nun, so nenne ihn mir ja nicht! Aber nicht eher über die Schwelle, als bis ich weiß, Ihr seyd getraut! Versprecht mir das!“ Sie versprachen es beide.

„Was Dein ist, Emmy, kannst Du mitnehmen, und in Jahr und Tag bin ich Euer Vorsprecher. Ich reise mit Emmy auf mein Gut. Ich gebe hier vor, ich bringe sie zu ihrem Bruder. Unterwegs — nun das werdet Ihr schon machen.“

„Auf Ihr Gut, theuerster Oheim, und meinem theuren Lehrer schreibe ich, wann er nachkommen soll.“

„Gärtner ist wieder da, Schubart! Er wird heute noch kommen. Der tritt an Ihre Stelle, wenn er will. Sie werden ihn dazu bereden. Er hat mir es abgeschlagen.“ Adolph warf sich an das Herz des Ministers. „O mein Vater!“ rief er — „darf ich glauben, Sie geben mir Ihre Emmy gern? darf ich glauben, Sie hatten sie mir von Anfang an bestimmt?“

„Da glaubst Du die Wahrheit, mein Sohn!" antwortete der Minister, und Thränen traten in sein Auge. Er nahm mit einer hohen Rührung seine beiden Kinder an die Brust. „Ja, Kinder, vom ersten Augenblick an hatte ich Eure schönen Herzen für einander bestimmt, zum schönsten Glück der Liebe, das ich nicht gefunden habe. Ich prüfte Eure Herzen, sie sind edel, groß und rein! Meinen Segen habt Ihr! Geht mit Gott, und mit Euren Herzen, und es kann Euch nie übel gehen. Und wäre es auch Euer Geschick, ewig in einer Einsamkeit verborgen zu leben: Ihr werdet glücklich seyn!"

Der Minister setzte noch hinzu: „Auf mich, Kinderchen, dürft Ihr Euch nicht berufen, bei Niemandem; aber nach zwei Jahren einer stillen Verborgenheit verspreche ich Euch die Versöhnung Deines Bruders, und seine frohe Einwilligung. Und nun macht es, wie Ihr könnt."

Der Minister reiste mit Emmy auf sein Gut. Der erste Gang Emmy's war auf die Pfarre zu einem ehrwürdigen

Greise, dem Prediger, den sie, der sie unendlich liebte. Sie setzte sich zu dem Greise, und fragte erst nach seiner Gesundheit, nach seinem Garten, nach seinen Tauben; und wie sie mit dem alten Manne unter den neuen Kirschbäumen stand, und sie bewundert hatte: da setzte sie sich zu ihm auf die Gartenbank; und wie er fragte, wie es ihr ginge: da erzählte sie ihm die schäferliche Geschichte ihres Herzens, wie ihr Oheim ihr den edelsten Jüngling zum Lehrer gegeben, wie er alles gethan, sie mit diesem Lehrer in ein vertrautes, ja in ein zärtliches Verhältniß zu bringen. Sie erzählte dem Alten die Geschichte mit den Sommersprossen.

„Das ist sichtlich, meine gute Emmy, Ihr gnädiger Oheim hat gewollt, der junge Mann sollte mehr sehen als die Sommersprossen."

„Er sah auch mehr, lieber, gütiger, frommer Mann! Er sah mein Herz, ich seines. Und ich bin darum hier, Sie zu bitten, den Knoten, den mein Oheim so künstlich geschürzt hat, fest zu binden."

„O Emmy, ich thue dabei, was ich nur kann!"

„Darauf rechnete ich, lieber, guter Vater! Sie sollten uns kopuliren."

„Kopuliren? wie denn so? Ihr Oheim, Emmy —"

„Sie kennen mich so gut als meinen Oheim. Es ist dabei nichts zu wagen."

„Ja, Ihr Oheim weiß doch —"

„Nicht ein Wort, außer was er erräth. Es ist dabei nichts zu wagen."

„Außer mein Amt, liebe Emmy! Doch lassen Sie hören, was ist Ihr Plan?"

Emmy erzählte, daß sie zwei Jahre lang in der tiefsten Einsamkeit unter fremdem Namen leben wollten, bis ihr Bruder, der ihr den Drost Schleier bestimmt hätte, versöhnt sey."

„Schleier?" rief der alte Mann — „das verhüte Gott, daß die Unschuld Emmy's nicht diesem Moloch geopfert wird!"

„Sie wird es, wenn Sie uns nicht retten."

Der Alte überlegte, rechnete, machte Einwürfe, die Emmy hob, faltete die Stirn, erheiterte sie wieder, und war endlich entschlossen, dem jungen Paar den Segen der Kirche zu geben; aber unter der Bedingung, daß sie ihren Namen, ihr Daseyn allen Menschen, ihren Freunden, ihren nächsten Verwandten sogar, durchaus verbergen mußten, bis Emmy's Bruder versöhnt wäre.

Das versprach Emmy sogleich. Aber der alte Mann war ein alter Mann. Er predigte so lange auf Emmy ein, bis sie sah, er foderte etwas Schweres. Aber sie gab dennoch ihr Wort. Das wollte der Pfarrer auch von dem Geliebten haben.

Adolph kam heimlich auf dem Gute, und nach Emmy's Anweisung, auf der Pfarre an. Der alte Mann stellte ihm vor, wie sehr er dabei ins Gedränge kommen könnte, wenn er sie ohne Wissen des Ministers kopulirte. Er legte ihm dieselben Bedingungen vor, als Emmy, und zwar Adolphen schriftlich; unbedingte Verschwiegenheit über Emmy's Na-

men, Stand, über seinen eigenen; die tiefste Verborgenheit in einer Einsamkeit, Trennung von seinen Eltern, bis Emmy's Bruder versöhnt wäre. Adolph unterschrieb.

Behalten Sie das Papier. Ich muß es Ihrem Herzen überlassen, diese Bedingungen zu halten. Was könnte ich Armer hier anders machen, wenn Sie sie brechen wollten, als mich über eine grausame Untreue beklagen!

Um Mitternacht ging der Greis mit Adolphen in eine kleine Kapelle, wo Emmy's Schwester begraben lag. Dahin kam Emmy allein. Hier vor einem Altare, der zum Andenken der Todten errichtet war, segnete er das junge Paar ein.

Er sah sie beide dann an, und sagte noch: „Die Asche einer Todten, die stille Nacht, die Sterne, der Himmel, Gott ist der Zeuge Ihres Bundes, meine Kinder! O diese selige Stunde verknüpfe Eure Herzen, Eure Seelen auf ewig! Sie kommt nicht wieder. Aber sie begleite Euch wie ein seliger Geist durch den dun-

keln Grubenbau, durch die finstern Schachte des Lebens. Sie kommt nicht wieder, diese Stunde, wo das Herz keinen Wunsch mehr hat, als den der Unsterblichkeit; aber sie führe Euch Glückliche einst an das Licht des Lebens, in den unermeßlichen Himmel, Euer Schutzgeist, empor. Gott segne Euch!"

Emmy sank auf dem Grabe ihrer Schwester nieder, dann flog sie in Adolphs Arme, dann in des alten, fröhlichen Greises Arme. Sie begleiteten den Pfarrer durch das Dunkel des Parks erst nach Hause.

„Und warum nicht gleich jetzt?" sagte Emmy zu Adolphen. Sie schlichen in das Haus. Emmy öffnete die Thür zu dem Schlafzimmer ihres Oheims. Eben hatte er sich niedergelegt. Er wachte noch. „Was bringst Du, Emmy?" fragte der Minister, mit einer schönen Rührung.

„Die schönste Stunde und den Schutzengel meines Lebens, Vater!" Adolph trat in das Zimmer.

„Schon?" fragte der Minister, lächelnd.

„Eben jetzt," sagte Emmy — „am Grabe meiner Schwester."

Sie knieeten beide vor dem Bette des Ministers. Er lächelte; er legte segnend seine Hände auf ihre Häupter.

„O Herr, Herr des Lebens," rief der Minister, mit Augen, worin sich der Thau der Liebe und der Freude sammelte — „ich weihe diese beiden Häupter der Tugend. O welche Stunden hast du mir gegeben! Seyd glücklich, Kinder! seyd gut! Wir sehen uns wieder."

„Siehst Du, Adolph, mein Vater willigt ein."

„Ja, Kinder, geht! geh, Emmy, wohin die Liebe und das Glück Dich ruft! Schreib mir! Adolph, hat Gärtner meinen Brief erhalten? Du hast ihn gesprochen?"

„Er hat ihn bekommen. Er ist hier mit mir."

„Sein Vorschlag mit dem Garten, Adolph, ist gut. Du hast ihn angenommen?"

„Ja, mein theuerster Vater! Dort will ich mit Emmy leben.“

„So geht! geht! mit Gott! Wir werden Alle glücklich seyn! Verbergt Euch, lebt in der Stille, und denkt an Euer Versprechen.“

Sie warfen sich in seine Arme, und dann gingen sie beide. Emmy nahm ihre Sachen, und die Glücklichen gingen mitten in der Nacht auf das nächste Dorf, wo sie Gärtnern mit einem Wagen trafen.

Gärtner sank noch einmal an den Busen seines Freundes. „Vergiß es nicht,“ sagte er — „sie lebte bei dem geheimen Sekretair; aber sie ist seine Tochter nicht. Und gieb mir Nachricht.“

Sie stiegen in den Wagen, und der Wagen rollte mit den beiden Glücklichen dahin den Weg nach Hannover.

Sie gaben den Brief Gärtners an seine Mutter ab, und sie wurden mit offenen Armen empfangen. Adolph machte sogleich mit Gärtners Mutter ab, daß sie unter dem Namen ihrer Verwandten

hier leben wollten. Adolph griff sogleich zu der Arbeit des Gartens, an die er gewohnt war. Emmy wollte auch helfen, aber sie mußte über sich selbst lächeln, wie ungeschickt die Arbeit von ihrer Hand ging. Adolph war in seinem alten Leben, und er kündigte Emmy an, daß sie gewiß in kurzer Zeit die Freude, die reinste Freude des Lebens in dieser Beschäftigung finden würde.

Da traf sie Lenchen. Sie schwor ihrem Bruder Verschwiegenheit, und sie hielt ihm Wort. Wir erfuhren nichts.

Sorgen.

Drei Nachrichten fielen auf einmal in unser Haus. Der Bergrendant Klinger war auf einmal Oberbergamts-Kassirer geworden, und sein Schwiegersohn, unser Roger, Oberbauinspektor beim Oberbergamt. Der Berghauptmann war gestorben, und nun machte die Gerechtigkeit gut, was gut gemacht werden konn-

te. Schwiegervater und Schwiegersohn schwammen in einem Meere von Wonne; denn sie waren beide des stillen, geschäftlosen Lebens recht sehr satt.

Das Einzige, was ihnen Vergnügen machte, war das Disputiren; und Laura, die immer ihre frohe Laune behielt, hatte sich ganz umgekehrt. Sah sie ihres Mannes oder Vaters Stirn voll Falten: so warf sie das Gespräch so lange umher, behauptete so seltsame Dinge, bis ihr Vater oder Roger sie zurecht wies. Konnte sie dann die beiden Herren über diese Sache in einen Streit verwickeln: so ging sie lächelnd dahin, und flüsterte ihrer Mutter zu: „Wir werden heute heiter Wetter haben."

Sie nannte das ihren Blitzableiter, so gut wie sonst das Gegentheil.

Wie die Bestellungen ankamen für beide Männer, da warfen sie die Papiere trotzig auf den Tisch, und riefen beide: „Nun und nimmermehr!" Nun las Klinger Rogers Bestallung, und rieth ihm, sie anzunehmen. Dasselbe

that Roger auch. Aber beide riefen wieder: „Nun und nimmermehr!“ Laura aber setzte sich hin, und machte der Mama deutlich, warum der Vater sowohl als ihr Mann die Stellen nun und nimmermehr annehmen könnten. „Der Vater wäre freilich nun über alle Kassen gesetzt. Freilich könnte er den Betrügern nun auf die Finger sehen; aber welch einen Aerger würde der Vater haben! Nach Jahr und Tag würde es freilich gehen wie an einem Schnürchen. Die armen Bergleute würden Gott danken, wenn der Vater wieder und nun so hoch heran käme. Wir bezögen das hübsche Haus auf der Lorenzhütte; aber der ewige Kohlendampf ist doch auch nichts.“

„Wie Du das verstehst, Laura! der Kohlendampf ist gesund.“ Nach einer Stunde saß Klinger da, und tausend Faden waren wieder angeknüpft durch Laura's Erzählung. Er las seine Bestallung noch einmal, und sagte: „Nein! nein!“

Mit Rogern war es eben so. „Ich sehe wohl," sagte Laura — „Du kannst es nicht annehmen, lieber Roger!"

„Nimmermehr!"

„Du könntest freilich, freilich, nun alle Deine schönen Plane ausführen, Deine Risse von Gebäuden, die Du hier gemacht hast. Potz, Roger, wenn Du so vom Bau zu Bau rittest! Was hilft hier alle Dein Bauen? gar nichts! das Maschinenwesen! Potz, wenn ich die erste Feuermaschine sähe von Dir!"

„Du, Laura, ich bitte Dich, schweig! Es kann nicht seyn."

„Freilich! Potz, wie würde die große Hütte wieder in Aufnahme kommen, Roger, wenn Du darüber her kämest, und führtest alle Deine Ideen aus, die Dir die Kammer schon halb und halb bewilligt hat!"

Kurz, nach vier Wochen wohnte Laura wieder mit ihrem Vater und Manne auf der Lorenzhütte, und ihr Vater war glücklich, wenn er auf die Kasse ging, und

ihr Mann, wenn er zu Pferde stieg, um seine Bauten zu besuchen.

Ach, wie glücklich war Laura, wenn sie mit ihren beiden ältesten Mädchen am Laurentiustage den Weg nach dem Zechenhause ging! Roger begleitete sie zwar nicht mehr, er ging mit seinem Schwiegervater weit voraus, und laut disputirend. Aber sie setzte sich doch mit einer höhern Seligkeit in der zufriedenen Brust, mit den beiden Töchtern in den Graben, wo sie ihm die Dornen aus der blutigen Hand gezogen hatte, und sagte: „O gebe der Himmel, daß die beiden auch einmal einen Roger finden, so lieb und wild!“ Und dann ging sie nach dem Zechenhause, und tanzte wieder recht seelenfroh, und mit Rogern allemal den Kehraus.

Auf dem Nachhausewege saß sie wieder im Graben, aber auf Rogers Schooße, und er zog sie und die beiden Kinder an sein Herz, und fragte: „Nun, habe ich nicht Wort gehalten, liebste Laura?“ Und die gute Laura sah gen Himmel, und rief: „Roger, ich danke Gott, und

Dir, lieber Roger! Ich bin eine sehr glückliche Frau und Mutter."

Die zweite Nachricht kam: Hostmann war Kreisrath geworden, eine neue Bedienung, die der Fürst aus eigenem Triebe gestiftet hatte. Die Kreisräthe sollten die Väter der Landleute seyn. Sie hatten nur mit dem Fürsten und dem Minister zu korrespondiren. Das Amt hatte wenig Besoldung und viel Arbeit. Aber Röschen schrieb, daß es ihren Mann unendlich glücklich machte. Denn er war in seinem Elemente. Die Landleute kannten ihn schon Alle. Vielen war er schon längst Wohlthäter gewesen. Sie setzten seinen Einrichtungen kein Mißtrauen entgegen. Er hatte die gewisse Hoffnung, bald in seinem Kreise nichts als glückliche Menschen zu sehen.

Meine Frau machte von dem Amte eine prächtige Beschreibung, und von ihren Lippen floß das Wort: Meine Tochter, die Räthin, mit einem recht mütterlichen Vergnügen. Sie nahm meine Hand, sie sagte mir heimlich: „Siehst Du wohl,

der Minister, unser Freund? Es kommt noch nach! Sie werden steigen, sage ich Dir, und wenn Lenchen — ach! Lenchen könnte mich glücklich machen!“

Aber nach drei Tagen, worin sie recht fleißig von dem Minister, unserm Freunde, gesprochen hatte, kam ein Brief von Röschen, daß Adolph des Ministers Haus verlassen hätte, ohne irgend eine Nachricht von sich zu geben. Aber sie bat uns, ruhig zu seyn; denn ihr Mann hätte gelächelt zu der Nachricht. Er schiene zu wissen, wo Adolph steckte.

Auf Adolph, trotz seiner Liebe zu den Musen, hatte meine Frau sehr gerechnet. Sie wußte, daß ihn der Minister liebte. Sie sah ihn schon auf der Bahn der Ehre, am Ziel mit allen Kränzen des Ranges gekrönt; und nun hatte er des Ministers Haus heimlich verlassen. Wenn er auch glücklich war, was sie hoffte, da Hostmann, der gerade Adolphen am meisten liebte, gelächelt hatte: so war er doch von der Bahn der Ehre verdrängt.

Aber noch eine andere Sorge fiel auf unser Leben, die schwer war, und die täglich schwerer wurde, weil sie verheimlicht wurde. Unser Leben war sehr kostbar und war mit jedem Monate kostbarer geworden. Meine Frau fand in den Häusern der Vornehmen einen Luxus, den sie nicht allein nachmachen, sondern übertreffen wollte, den sie übertreffen mußte, wollte sie mit ihnen ihren Umgang fortsetzen. Schon dieses Leben allein nahm jährlich unsere Einkünfte richtig weg. Ich sagte wohl lächelnd zuweilen: „Reicher sind wir nicht, Riekchen; denn am Ende des Jahres sind wir so weit, wie wir auch waren, da wir in Lindenhofen lebten.“ Aber sie fiel dann mit einer so sanft flehenden Stimme um meinen Hals; eine so bittere Unruhe lag auf dem Gesichte, eine so schöne, wehmüthige Unruhe, als wollte sie sagen: „O mach mir keinen Vorwurf, ich kann ja doch nicht anders!“ daß ich sie nicht oft daran erinnerte.

Aber ihr Eindrängen in einen Kreis, in den wir nicht gehörten, kostete noch mehr als das. Eine ihrer Freundinnen wendete sich mit süßen Schmeicheleien in einer Verlegenheit an sie. Meine Frau fühlte sich dadurch geehrt. Sie gab, sie gab mit reicher Großmuth. Sie hätte ja gegeben, selbst wenn sie nicht reich gewesen wäre. Denn ihr Herz war ja reich!

Das wurde, der Himmel weiß wie? bekannt. Fast glaube ich, meine Frau selbst hatte wohl darüber geredet.

Das kam öfter. Sie hatte einigen Häusern große Summen vorgestreckt, die weder verzinst noch zurückgezahlt wurden. Ich wußte es freilich, ich hatte gewarnt; aber das Vermögen war das Ihrige. Ich fühlte einen Widerwillen, den Triumph meiner Frau zu beschränken. Endlich war ich gezwungen, dennoch zu reden. „Riekchen," sagte ich, da Röschen uns ihre dritte Niederkunft meldete, und meine Frau, voll des seligen Muttergefühls, auf die Knie sank, und rief: Wie glücklich

bin ich! — „Riekchen," sagte ich — „unsere Enkel werden einmal nicht reich seyn!"

Sie senkte die Augen nieder, und antwortete lange nicht. Auf einmal schlug sie beide Arme um meinen Nacken, und flüsterte leise: „O wir sind ja nicht arm, Vater!"

„Aber ich fürchte, wir können es werden, wenn wir so fortfahren."

„Wenn ich — ich! lieber Herrmann. Ich! nicht Du!"

„Nun dann, Riekchen, Du! Du also!"

„Macht es Dich sehr unruhig, Vater?"

„Nein, beim Himmel, nein! nein, liebe Frau! Ich kann sogar manchmal den närrischen Wunsch thun —"

Sie verschloß mir den Mund mit Küssen und Thränen.

„Aber," fuhr ich ernst fort — „würdest Du unseres Lebens in Lindenhofen wieder gewohnt werden, Riekchen? das muß ich fragen."

„Ich habe Summen verborgt.“

„Die so gut als verloren sind.“

Sie sah mich trostlos an.

„Das fürchte ich nicht.“

„Auch ich nicht, wenn Du den Wunsch hättest, liebes Kind, bequemer, weniger prächtig, ja auch glücklicher zu leben.“

Mein ganzes Leben fiel mit allen seinen Umänderungen in diesem Augenblick schwer auf mein Herz. Ich und meine Frau waren die einzigen, bei denen die ganze Erfahrung verloren gegangen war. „Ich schäme mich, liebes Riekchen,“ sagte ich, wehmüthig — „daß alle Erfahrungen meines Lebens mich nicht weiser gemacht haben. Ich schäme mich vor meinen Kindern, die alle weiser sind, als wir, weiser und glücklicher zu gleicher Zeit. O Riekchen, wir haben so viel und so wenig! Laß uns bedenken, daß wir Menschen sind.“

Da strahlte eine schöne Purpurfarbe von ihrem Gesichte, ein schönes Feuer funkelte in ihrem Auge. „Ja“ rief sie — „ja, Herrmann, ich habe den Muth,

etwas Größeres zu seyn, als eine vornehme Frau, ich habe den Muth, glücklich zu seyn. Du weiß nicht alles. Ich habe Schulden."

Ich erschrack.

„Aber," fuhr sie schnell und lächelnd fort — „ich kenne den Zustand unsers Vermögens. Wir sind noch immer reich, sehr reich, Herrmann!"

„Du denkst nicht, Riekchen, daß Du Deines Bruders Kindern eine beträchtliche Summe zugesichert hast!'

„Zugesichert noch nicht."

„Gott, Riekchen, ist das Dein Ernst?" Das fiel mir schwer auf das Herz. Ich hielt es für eine Art von Zurücknahme.

Ach, sie war großmüthiger, als ich dachte.

„Nein," sagte sie — „das hat mir manche Sorge gemacht. Aber ich will mich davon befreien, lieber Herrmann! Wir wollen den Kindern einen Vormund, und dem Vormunde das Vermögen der Kinder sichern."

„O du reiches, schönes, großmüthiges Herz!" rief ich, und hatte sie an meinem zitternden Herzen.

„Und das wollen wir in dieser Stunde noch." Grellmann wurde geholt. Ein nach unsern jetzigen Umständen reiches Kapital wurde den beiden Kindern in sichern Obligazionen abgetreten, mit dem Beding, daß wir für die Zinsen sie bei uns erziehen wollten bis zu ihrer Volljährigkeit. Grellmann wurde der Kinder Vormund. Alles wurde gerichtlich gemacht, und das Vormundschaftsamt schloß die Handlung feierlich ab.

Eben diese schöne, reine Handlung der Güte wurde ein neuer Fallstrick für meine Frau. Die Sache mußte nothwendig bekannt werden. Man hielt diese Abtretung des Vermögens zwar für sehr großmüthig, manche sogar für ein wenig närrisch; aber man schrieb sie doch mehr auf unsern Besitz eines ungeheuren Reichthums, als auf unsere Herzen.

„Wie reich muß das Haus seyn,“ sagte man überall — „daß sie das können, bei diesem großen Aufwande!“

Die Schuldner meiner Frau dachten um desto weniger an das Zurückzahlen ihrer Schulden, und gaben meiner Frau statt Geld Schmeicheleien, welch eine edle Frau sie sey, mit welchem Edelmuthe, mit welcher Würde sie ihren Reichthum anzuwenden verstände. Meine Frau, die entschlossen war, ihr Haus einzuschränken, stimmte nicht recht mit ein, sprach vielmehr von der Nothwendigkeit, eben nach einem so großen Opfer, das sie der Gerechtigkeit gebracht hatte, sich ein wenig mehr einzuschränken. Man lachte erst, dann erstaunte man, dann machte man meine Frau aufmerksam, was das in der Stadt für ein Geträtsch werden würde, wenn das Ernst wäre, da man eben jetzt von der Sicherheit unsers Vermögens sich überzeugt hätte. Es war in der That einigen Familien daran gelegen, daß der vernünftige Entschluß meiner Frau nicht ausgeführt wurde. Man wendete Schmei-

cheleien, Vorstellungen an, alles, was man wußte, meiner Frauen Hoffnung auf Lenchens Verbindung, um meine Frau wankend zu machen. Man machte sie wankend. Es wurden einige kleine Veränderungen im Hause gemacht, die aussahen als Beschränkungen; aber an andern Seiten wurde die Verschwendung wieder größer. Ich hoffte noch immer.

Ließen sich unsere vornehmen Bekannten melden: so scheute sich meine Frau, ihnen weniger zu geben als sonst. Man arrangirte theure Lustbarkeiten, man hatte auf meine Frau als auf eine Frau von so vielem Geschmack gerechnet. Man wunderte sich, wenn meine Frau es ausschlagen wollte. Man schrieb ein Billet, noch eins. Meine Frau willigte ein; sie schämte sich, daß man sagen sollte, das Fest sey ihr zu theuer; aber sie schämte sich auch vor jedem ihrer theuren Feste. Die Beschränkung wurde hinaus geschoben bis auf den Herbst. Aber der Herbst brachte einige große Familien wieder in die Stadt. Um Weihnachten, lieber Mann! Weih-

nachten war Karnaval. Kurz, unsere Beschränkungen waren nichts, unsere Ausgaben wurden größer.

Ich sprach Hostmann; der lächelte. „Die Mutter wird lernen, daß wir dennoch Recht haben, und ist die Weisheit je zu theuer erkauft und das Glück auch?" das war's, was er sagte; ich konnte nichts anders sagen. Ich schwieg in der That, und stellte mich heiterer, als ich war; denn meine Frau war in dieser ganzen Epoche gewiß sehr unglücklich.

Sie fühlte, sie that Unrecht. Sie hatte den Willen, es besser zu machen, es fehlte ihr die Stärke dazu. Jedes Wort fast, jeder kleine Tadel irgend eines Menschen tönte in ihrem Ohr als ein Vorwurf, den man ihr machte. Sie stand wie die Sünderin vor uns. Sie hatte den Muth nicht mehr, eine menschliche Schwäche anzugreifen. Ihre innere Schuld nahm ihr sogar das Wenige von mütterlicher Autorität, die sie gegen Lenchen noch hatte.

Sie fing an, den einzigen Fehler der Eitelkeit mit einer Sanftmuth ohne Glei-

chen gegen uns Alle, mit einer Freundlichkeit, mit einer Wohlthätigkeit gegen alle Unglücklichen zu ersetzen. Der Leser sage, was er will, mir zu widersprechen: Ihr Fehler machte sie besser, und nahm ihrem Charakter die scharfen Spitzen, die sie von uns allein hatte.

Wir mußten sie Alle mehr lieben als sonst, wir hatten das Herz nicht mehr, eine Anspielung auf Eitelkeit, auf Verschwendnng zu machen, die sie selbst sich so bitter vorwarf, und so schön ersetzte.

Ich brachte, ohne daß sie es wußte, eine kleine Summe in Sicherheit, die uns, wenn alles brach, und fast war das zu fürchten — über den Mangel weghob.

So war ein trauriges Jahr über unserm Haupte weggelaufen in Festen, bei denen wir Alle seufzten, meine Frau am tiefsten. Da ging der Glücksstern endlich für meine Frau auf. Ein Baron Bruch lernte Lenchen kennen. Er suchte die Gelegenheit, in unser Haus zu kommen, die er leicht hätte finden können, auf eine so artige, feine Weise, die selbst einen

Eindruck auf Lenchen machte. Er war reich, er war angenehm, er war ein guter Mensch zum mindesten.

Aber er drängte sich nicht, wie viele andere, an Lenchen an. Er schien sie mehr zu beobachten, als zu lieben. Es dauerte recht lange, ehe wir selbst merkten, daß seine Absichten auf Lenchen sehr ernsthaft waren. Sie waren es. In einer vertrauten Stunde kam er, da ich mit meiner Frau allein war, zu uns. Er sagte uns mit einem artigen Anstande, daß er Lenchen liebte. Er bat, wenn Lenchens Herz noch frei wäre, um unsere Erlaubniß, sich um Lenchens Hand bewerben zu dürfen. „Ich kann nicht hoffen," sagte er — „auf dem gewöhnlichen Wege das Glück meines Lebens zu finden. Ich bin einfach erzogen, ich bin gewöhnt in der Liebe, in dem Vertrauen, in dem häuslichen Kreise, aber in dem schönern, häuslichen Kreise, in dem die Grazien und die Musen heilige Altäre haben, des Lebens Ruhe zu finden. Ich muß aufrichtig gestehen, ich hätte in Ih-

rem Hause, in Ihrer Art zu leben, das Mädchen nicht gesucht, was ich fand."

Hier erröthete meine Frau.

„Aber," fuhr er fort — „wie Sie es haben möglich machen können, unter den Zerstreuungen eines Lebens voll Vergnügungen, das Herz Ihrer Tochter so einfach zu erhalten, weiß ich nicht. Daß Sie es gekonnt haben, weiß ich; einen desto größern Werth muß Ihrer Tochter Herz haben."

Ich erzählte ihm unser Leben, um ihm begreiflich zu machen, was er für unmöglich hielt.

Meine Frau versprach, ihrer Tochter seinen ehrenvollen Vorschlag mitzutheilen.

Das verbat er sehr ernsthaft. Wir mußten ihm versprechen, Lenchen gar nichts zu sagen. „Das Uebrige muß das Herz und die Liebe allein thun," sagte er.

Wir hielten Wort; denn meine Frau sah doch diesesmal ein, daß der Weg, den der Baron wünschte, der einzige war, auf dem an Lenchens Herz zu kommen war.

Der Baron Bruch kam jetzt oft. Er bewarb sich um Lenchens Freundschaft; was ihm auch sehr wohl gelang. Wir sahen an seiner lächelnden Miene, daß er zufrieden war, und wir hatten recht angenehme Hoffnungen. Wir gaben ihm nun Gelegenheit, mit Lenchen oft allein zu seyn. Er dankte uns dafür.

Wir hofften von Tag zu Tag, er sollte uns sein Glück ankündigen; aber statt dessen zog er sich höflich zurück. Er ging mit Lenchen um; aber nur mit einer Achtung, die nicht aussah, wie Liebe.

Ich fragte ihn endlich. Er antwortete mit einem trüben Ernst: „Ich fürchte fast, mein theurer Freund, ich werde das schönste Glück des Lebens aufgeben müssen, zu dem Sie mir Hoffnungen machten. Lenchen ist ein vortreffliches Mädchen. Ach, jetzt, jetzt fühle ich erst, wie glücklich ich hätte seyn können, wäre ihr Herz noch frei gewesen!“

Das Gesicht meiner Frau verfinsterte sich bei diesen Worten; aber sie zwang sich zu einem herben Lächeln.

„Eine kleine romantische Begebenheit, Herr Baron," sagte sie — „auf die Lenchen jetzt selbst keinen Werth mehr legen kann."

„Ich bitte um Verzeihung, Madame! Sie beurtheilen das Herz Ihrer Tochter gewiß falsch, so wie die ganze Begebenheit. Ich wenigstens habe keinen andern Wunsch mehr, als zu dem Glücke des Mädchens, das nie einen Augenblick lang mich über meine Hoffnungen zweifelhaft ließ, beitragen zu können. Meine Liebe wird Lenchen immer behalten, und ich freue mich, daß sie mich ihrer Achtung und ihres Vertrauens werth fand.

„Die Sache ist so lange her," — hob meine Frau heftiger an. — Er unterbrach sie. „Es giebt Herzen, die nur einmal lieben, und das eben macht den Werth von Lenchens Herzen aus. Lassen Sie mich der Vorsprecher für Ihre Tochter seyn, Madame!"

„Wenn Sie mein Kind noch lieben, Herr Baron: so verspreche ich Ihnen —"

„In der That, Madame, die Versicherung Ihrer Tochter, daß sie nicht frei ist, ist so bestimmt, daß ich nicht begreife, wie Sie es nicht wissen können. Ich fürchte fast, Sie haben ihrer Liebe, die wahrhaft schön ist und rein, alle Hoffnung genommen."

„Eben darum, Herr Baron, sehen Sie, daß —"

„Mich zwischen Eltern und Kinder zu drängen, Madame, ist mir unmöglich. Daß ich aber nach der Unterredung mit Lenchen auf immer zurücktreten mußte, mußte, das haben Sie die Güte, mir zu glauben."

Er brach das Gespräch sehr artig ab, und ging dann.

„Nun, was sagst Du nun, Vater?" hob sie heftig an.

„Ich sage fast dasselbe, was der Baron sagte. Wenn Lenchen liebt —"

„Einen Abentheuer, einen Bettler."

„Einen edlen Mann, wie sie sagt."

„Einen Bettler!"

„Frau," rief ich — „wir sind jetzt noch reich genug, aus dem Bettler einen reichen Mann zu machen. Röschen ist glücklich, sie liebte einen Mann, der auch ein Bettler war, mit einem Feuermahle im Gesicht dazu. Roger ist glücklich! Er liebte ein Mädchen, deren Vater ein Bettler war. Wir waren glücklich, da wir Bettler waren. Adolph ist in die Welt gegangen. Mir wird es immer wahrscheinlicher, was Röschen schreibt, um einer verderbenden Leidenschaft, die er für die Nichte des Ministers gefaßt hatte, zu entgehen; ob ich gleich nicht begreifen kann, warum er hieher nicht gekommen ist. Aber Du siehst, er floh aus dem Hause des Ministers, um glücklich zu seyn. Soll Lenchen allein unglücklich werden?"

Sie antwortete nicht darauf. Wir gingen trostlos aus einander.

Der

Der Blitz schlägt ein.

Ich will lieber, so sanft und so furchtsam ich bin, habe ich die Wahl, einen Unglücksfall, der das Unterste zu Oberst kehrt, als die ganze Werkelwoche des Lebens hindurch jede Minute einen Dornenstich. Ein großes Unglück macht thätig und kräftig. Brennt das ganze Haus weg: so baut man sich eine Hütte wieder, so gut man kann; aber fällt nach und nach das Haus ein: so zieht man aus einem armseligen Winkel in den andern, bis man bei dem letzten Einsturze hülflos auf der Gasse steht. Große Unglücksfälle geben Muth, zehntausend kleine rauben ihn. Ich wollte, ich hätte können alle Unglücksfälle in eine einzige Minute verbannen — Doch wer wollte das nicht?

Meine Frau fing mit Lenchen an zu disputiren über den Baron Bruch, der unser Haus nicht mehr besuchte, sobald er merkte, daß meine Frau noch Hoffnung hatte. Lenchen nahm ihre Zuflucht, wie immer, zum Schweigen, sobald die

Mutter ihr befahl, zu schweigen. Das war der Mutter Ernst nicht. Sie sollte reden. Sie redete wieder, berief sich auf mich, auf Hostmann, auf die Mutter selbst, die einem Kuckuk zu Liebe, zehn Freier ausgeschlagen hätte.

Die Mutter gab die Hoffnung nicht auf, Lenchen zu bekehren; und Lenchen vertheidigte ihre Liebe, und ihren Bettler.

In der Hitze des Streites, rief meine Frau zornig: „Nun dann, meinetwegen! laß Dich mit dem Bettler kopuliren!"

„Das ist Ihr Ernst nicht, liebe Mutter!" sagte Lenchen ruhig.

Mein völliger," rief die Mutter noch hitziger — aber dann rechne nicht darauf, daß Du von mir nur ein Kopfkissen erhältst!"

„Das ist Ihr Ernst nicht," sagte Lenchen nocheinmal mit einem Gesichte, von dem das Verlangen herabstrahlte, die Mutter möchte es noch einmal wiederholen. Die Mutter wiederholte es noch einmal recht kräftig. „O ja, laß Dich kopuliren,

nur nicht hier im Hause, unter Deinen Bettlern! Eine Betrlerin von Mutter mag Dir ihren Segen geben! Ich frage nichts mehr darnach." Lenchens Gesicht sah gerade so aus, als wäre sie willens, ihrer Mutter Erlaubniß zu gebrauchen. Ein Kind hätte das von dem Gesichte lesen können. Meine Frau, wenn sie etwas Hartes sagte, sah nie auf.

Lenchen ging hinaus, und ich? ich wünschte, ich hätte mich nicht geirrt; denn so war auf einmal dem Elende abgeholfen.

Ich ging Lenchen nach, und fand sie beim Anziehen. „Lenchen," sagte ich, Du versprachst, einmal Hostmannen zu sagen, wenn Du das Blümchen Wunderhold gefunden hättest: — Hast Du Wort gehalten?"

„Ich habe Wort gehalten, lieber Vater!"

„Und was sagte Hostmann?"

„Er sagte: wenn auch nicht das Blümchen Wunderhold, doch ein vierblättriges Kleeblatt hätte ich gefunden. Und Sie, lieber Vater, haben den Vertrag garantirt."

„Habe ich: so muß ich auch wohl Wort halten. Aber ich sagte, dünkt mich, von einer Paradiesblume."

„Das war Ihr Wort, Vater! Und wenn ich sie gefunden habe?" sagte sie, mich hell ansehend.

„So muß ich unsern Vertrag halten!" antwortete ich lächelnd — „Vater!" rief sie mit Thränen in den Augen — „haben Sie einen Blick in meine Seele gethan?"

„Wäre es Dir lieb?"

„O Vater, ich hätte ja dann den Segen Einer geliebten Hand!" Ich legte meine Hand auf ihr Haupt. „Und der Segen einer andern Hand wird Dir nicht entgehen, Lenchen!"

Drei Tage darauf waren wir bei dem geheimen Sekretair, einer wahrlich edlen Familie. Wir lernten dort einen jungen Mann kennen, den der geheime Sekretair uns mit einer Art von Geheimniß ankündigte. Die Achtung aber, womit ihn die ganze Familie behandelte, so einfach er auch gekleidet, so einfach er auch in seinen Sitten, so einfach auch sein Titel war;

denn er hieß nur Herr Gärtner, gab meiner Frau eine Art von Achtung für ihn.

Der geheime Sekretair präsentirte ihn uns, und uns ihm unter dem Titel seiner theuersten und edelsten Freunde.

Dieser Titel, den er uns gab, wirkte sehr viel auf den jungen Mann; er behandelte uns mit der feinsten Achtung.

„Aber, wer ist der Mann?" fragte meine Frau unsern Freund.

„Pst!" sagte der, die Hand vor den Mund haltend, als hätte er ihr das größte Geheimniß anzuvertrauen — „ein Mann von großer Bedeutung! Aber um's Himmels willen geschwiegen!"

„Eine neue Bekanntschaft?"

„Behüte! Eine alte! eine ganz alte!"

„Den doch Lenchen noch nicht gekannt hat?"

„Nicht? Ich sollte denken, Lenchen kennt ihn. Er wenigstens kennt Lenchen, und mich dünkt, — denn wenn er von ihr redet: so sollten Sie die Augen sehen, die Seufzer hören, — er —."

Hier seufzte meine Frau.

„Ach, lieber Freund, wir haben unsere Noth mit dem Mädchen! Ein Mann von Bedeutung, sagen Sie?"

„Ja wohl, ein Mann von großer Bedeutung! Sehen Sie, ich nahm ihn einmal, wie ich ihn kennen lernte, so de haut en bas; aber das hat er mir eingetränkt. Denn sehen Sie, wer er eigentlich ist, erfährt man immer erst hinten nach. Es wird Ihnen auch noch so gehen, denk' ich."

„Und ist er reich?"

„Das muß er wohl; denn er sieht über die reichsten Leute weg, als wäre er allein der Reiche."

Auf den andern Tag wurden wir auf das Landhaus des geheimen Sekretairs auf ein paar Tage gebeten. Wir sagten zu, auch für Lenchen. Aber Lenchen fanden wir nicht wohl. Wir mußten allein fahren. Gärtner war in unserer Gesellschaft.

Wir lebten einige Tage dort, und unbeschreiblich glücklich; denn Gärtner war wie der Genius der Freude. Er war

stolz, das war wahr, das bemerkte meine Frau; aber sie hatte ihn um desto lieber.

„Ganz verteufelt stolz, das glauben Sie mir; aber kann ich Jemandem Stolz zu Gute halten, so ist der es."

„Aber was hat er für ein Amt?"

„Für ein Amt? Pst! Er hat das Ohr eines Ministers, ist seine rechte Hand."

„Und sein Vermögen?"

„Ja, so viel kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen: Er ist reicher, als wir, die wir hier sind, wenn Das Reichthum ist, das er vielmehr hat, als er gebraucht. Ja, ja, ja, ja, Madame Schubart!"

Meine Frau hatte sichtlich viel mit dem geheimen Sekretair zu thun. Sie flüsterte mir zu: „Der geheime Sekretair meint, Lenchen hätte ihn sehr ausgezeichnet."

„Fang das Elend nicht noch einmal an, Rieckchen," sagte ich.

Wir fuhren ab. Unterwegs wiederholte sie noch ein paar Mal, was der geheime Sekretair von ihm gesagt hatte

„Ein Mann von Bedeutung! reicher als wir!“

„O Riekchen, Riekchen, muß es denn immer Geld seyn? immer Rang? Unser Freund sagte von ihm: Er sey ein edler, reiner, unschuldiger, tugendhafter, junger Mann.“

„Das meine ich, und laß Lenchen ihm ihre Hand geben, und wäre er ärmer, als wir in Lindenhofen waren, und wäre er gar nichts: so wollte ich mich selig preisen.“

Wir kamen nach Hause. Wir fanden Lenchen mit ihren beiden Kindern.

„Und Du hast uns nicht einmal gesagt, Lenchen, welche interessante Bekanntschaft Du bei geheimen Sekretairs gemacht hast?“

„Interessante Bekanntschaft?“

„Ja, ja! er war Dir nicht arm genug; darum hast Du nicht auf ihn geachtet, Herrn Gärtner!“

„Herrn Gärtner?“ fragte Lenchen, ganz erstaunt.

„Ein sehr reicher Mann,“ sagte der geheime Sekretair.

„Daß ich nicht wüßte, liebe Mutter; aber sein Herz ist reich.“

„Ein Mann von großer Bedeutung!“

„Bedeutung? einem jungen Mädchen mag er bedeutend seyn, einem Manne, wie dem geheimen Sekretair, der seinen Charakter kennt. Aber, was Sie meinen, Mutter?“

„Nein, nein! ich meine gerade eben das. Nun denn, der geheime Sekretair hat mir vertraut, daß der junge Mann, von dem die Rede ist, sey er, was er sey, Dich geliebt hat. Aber Du hast ihn abgewiesen, ließ er mich merken.“

„Ja, liebe Mutter, ja, ich wies ihn ab, mit einer Härte, mit einer rauhen Härte, die ich mir noch jetzt vorwerfe.“

„Siehst Du, Lenchen? Was hast Du gegen diesen Mann?“ Ich wollte einfallen. „Nein,“ rief meine Frau — „laß sie reden!“

„In der That, Mutter, ich bin erstaunt,“ sagte sie, mit einer heftigen Be-

wegung. Aber dann setzte sie kalt hinzu: „Ich habe nichts gegen ihn. Ich muß dem Lobe beistimmen, das der geheime Sekretair seinem Charakter gegeben hat.“

„Nun dann, Lenchen, liebes Kind, desto besser, wenn Du nicht glaubst, daß er reich oder etwas Bedeutendes ist: so — ich habe ihn gebeten, uns zu besuchen; aber er sagte etwas, das wie Nein aussieht.“

„Das hätte ich Ihnen voraus sagen wollen, Mütterchen! Auch weiß er schwerlich, daß ich Ihre Tochter bin.“

„Das wüßte er nicht? — doch ja! Du kannst Recht haben; denn als ich ihn an Deine Bekanntschaft erinnerte, wurde er verlegen. Du kannst Recht haben. Aber wenn Du wolltest, wie leicht wäre eine Bekanutschaft in den Gang gebracht!“

Lenchen lächelte. „Liebes Kind,“ sagte ich — „ist es möglich: so mache dem Elende ein Ende!“

Sie sank laut schluchzend in meine Arme, dann zu ihrer Mutter Füßen. „Mein Kopf schwindelt,“ sagte sie, die Hand an

die Stirn dann legend: „ich weiß nicht, wo ich bin!“

„Du liegst in Deiner Mutter liebevollen Armen, Lenchen! Ich beschwöre Dich, Lenchen, wenn Dir Deiner Mutter Segen etwas gilt: so gieb dem Manne Deine Hand. Liebt er Dich? Lenchen, liebt er Dich?“

„Ja, Mutter, mit einer unendlichen Leidenschaft. Aber von seinem Reichthume, von seinem Range — —“

„Das ist Deine Sache nicht. O Gott, Lenchen, wenn er hier wäre! O wäre er doch hier in dieser großmüthigen Minute meiner Tochter! O Kind, liebstes Kind, er liebt Dich noch, sagte mir der geheime Sekretair, mit eben der alten Leidenschaft! O wenn Du wolltest, schriebest ein Billet an ihn, Du kannst so etwas schreiben, mit Deiner feinen Zartheit.“

Lenchen besann sich, und sagte: „Ich will an den geheimen Sekretair schreiben.“ Sie schrieb, sie zeigte uns das Billet.

„Meine Eltern haben mir ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit Herrn Gärtner gegeben. Sie, mein edelster, treuester Freund, werden am besten wissen — denn ich bin keines Entschlusses fähig, so hat mich alles überrascht — was zu machen ist, und wie es zu machen ist. Meine Hand zittert, ich kann nichts mehr hinzu setzen. Helene."

Meine Frau sendete das Billet den Augenblick fort. Ich fing an, den Kopf zu schütteln; denn das Mädchen war ganz außer sich. Sie floh auf ihr Zimmer. Sie hörte nicht auf zu schluchzen. Der Bote brachte folgende Antwort:

„Was ist da zu machen, als Verlobung? liebes Kind! Daß Sie eine so schnelle und außerordentliche Verbindung überrascht haben muß, begreife ich. Zerstreuen Sie sich, und fassen Sie Muth. Ich sende alle meine Leute Ihnen, morgen Mittag eine kleine ausgesuchte Gesellschaft zu bitten. Die Vorbereitung dazu wird Sie zerstreuen. Lassen Sie es nur nicht früher unter die Leute kommen als bis

morgen Mittag. Darum ersuche ich auch Ihre theuersten Eltern. Ich habe dem Herrn Gärtner von seinem Glücke Nachricht gegeben. Er ist zum mindesten eben so überrascht, als Sie, sich dem Glücke so nahe zu sehen, das er fast aufgegeben hatte."

Der Gedanke einer Gesellschaft, und einer Gesellschaft zur Verlobung ihrer Tochter, nahm meiner Frauen Seele ganz ein. Sie ordnete, sie befahl, sie lief Trepp auf Trepp ab, und war fröhlich wie eine Selige. Sie zitterte, Lenchen möchte ihr Wort wieder zurück nehmen.

Der Morgen erschien. Lenchen erschien in einem einfachen, weißen Kleide. Ein Wagen nach dem andern fuhr vor, und jeder, der ausstieg, fiel freudig meiner Frau um den Hals, und rief: „So ist es Ihnen doch endlich gelungen, den kleinen Eigensinn, Ihre Tochter, zu besiegen? Es soll ein vortrefflicher Mann seyn, der Herr Gärtner, schreibt uns der geheime Sekretair."

„Wie haben Sie es angefangen, Lenchen dahin zu bringen, daß sie ihre Nonneneinfälle aufgegeben hat?" fragte eine andere.

Ein Dritter erkundigte sich nach Herrn Gärtner, den Niemand kannte.

Bei dieser Frage gerieth meine Frau in Verlegenheit, weil sie nichts bestimmtes darauf antworten konnte. Sie hielt sich desto mehr an den vortrefflichen Charakter des jungen Menschen. Alle erwarteten ihn mit großer Begierde. Und endlich kam er mit der Familie des geheimen Sekretairs an.

Der geheime Sekretair fuhr ins Zimmer herein, wie ein Besessener. Er ließ Niemanden als sich zu Worte kommen, umarmte meine Frau, mich, alle Welt. Er rief: „Es weiß Niemand, als ich allein, wie das gekommen ist, und darum eben —" hier zog er Gärtnern an Lenchen — er legte ihre Hände zusammen. Er rief mich auf, als Vater meine Einwilligung zu geben. Ich gab sie vom Herzen. Ich drückte mit inbrünstiger

Vaterliebe den edlen Menschen an meine Brust, der, meine Tochter glücklich zu machen, das Herz hatte. Meine Frau schwamm in Thränen. Sie war ganz Mutter. O es war eine rührende Szene, bei der kein Auge trocken blieb, als allein des geheimen Sekretairs Augen, der ganz ausgelassen vor Uebermuth war. Er ließ kein Gespräch aufkommen, er sprang zwischen Eltern und Tochter, er drängte sich zwischen meine Frau und ihren Schwiegersohn, zwischen die beiden Liebenden eben so gut, als zwischen alle Andere.

Meine Frau gab Lenchen hundert Winke, theilnehmender zu seyn; denn sie sah in der That aus, als hätte sie Lust, die ganze Sache wieder aufzugeben. Es gelang dem Sekretair, die ganze Gesellschaft mit seiner tollen Freude anzustecken. Alles sprang, alles jauchzte. „Nun aber," rief er ernsthaft — „wir müssen doch an die Heirathsartikel denken."

Er zog uns allein in ein Nebenzimmer, mich und meine Frau. Sie haben einen Sohn, welcher — Sie wissen, ich ver-

sichere so etwas selten, welcher der edelste Mann ist. Ich, ich habe sie Alle überrascht, Alle, Sie beide, den Bräutigam, und besonders Lenchen, die mich so manchmal angeführt hat. Euer Elend, Kinderchen, unter dem zuletzt Eure wahrhaft schönen Herzen untergehen mußten, ist zu Ende. Alle Eure Wünsche sind erreicht."

„Ja," rief ich — wenn Lenchen glücklich ist, liebster Freund!"

„Die ist glücklich, dafür stehe ich Ihnen; denn der Gärtner ist eben der, liebster Freund, den sie liebte, eben der — den —"

„Wer?" fragte meine Frau in einer Bestürzung ohne Maaß.

„Nun, eben der! Aber das Ding hat sich umgewendet, liebste Madame Schubart! Er ist — hören Sie hoch auf — der Liebling des Ministers Steuerwald."

„Liebling?" sagte meine Frau, erschüttert — „was verstehen Sie darunter?"

„Einen Mann, der alle Tage seyn kann, was ich bin.“

„Also das ist eben der Bettler, den Lenchen liebte?“

„Bettler? das weiß ich nicht; will er von mir heute zehntausend Thaler: so gebe ich sie ihm ohne Handschrift. So ein Mann heißt kein Bettler. Er hat alle Jahr von seiner Einnahme übrig, und wer das hat, ist reich, er mag einzunehmen haben, so viel und so wenig er will.“

„Also das alles,“ fragte meine Frau empfindlich — „war zwischen Ihnen und dem jungen Paare verabredet?“

„Behüte Gott! da kennen Sie den jungen, stolzen Menschen noch nicht! Erfährt er noch jetzt, es ist ein Mißverständniß: so nimmt er seinen Hut und geht.“

„Er soll es diese Minute erfahren.“

„Er soll es nicht erfahren!“ rief ich: „bei Gott nicht! wie die Sache nun auch gekommen ist. Unser Freund sagt: er ist ein edler Mann; die Sache soll so bleiben.“

Meine Frau fing an zu weinen; aber ich redete diesesmal wie ein Mann, und

zuletzt fiel sie um meinen Hals, und sie willigte ein, nachdem ihr der geheime Sekretair vorgestellt hatte, welch eine Ridikůle sie sich in der Welt geben wůrde, wenn die Sache bekannt wůrde.

Wir traten wieder ins Zimmer. Ich nahm meinen Schwiegersohn wieder an meine Brust. Ich legte noch einmal Lenchens Hand in seine. „Wunderhold heißt er,“ sagte ich zu Lenchen, die noch immer auf ihrem Gesicht die Farbe eines zweideutigen Wetters trug. Da aber hing das Glück alle seine Fahnen aus. Sie fiel mir und ihrer Mutter zu Füßen. Sie war außer sich.

Der geheime Sekretair fragte Lenchen: „Nun endlich, endlich werden Sie doch gestehen, Jungfer Klostermauer, daß ich das Anführen auch verstehe?“ Sie fiel fröhlich an seine Brust.

Die Verlobung wurde nun feierlich erklårt, die Ringe gewechselt, die Gesundheit getrunken. Nur der junge Mann blieb ernsthaft. Er fragte Lenchen: wie das alles zugegangen sey! Lenchen

wies ihn an den geheimen Sekretair. Der sagte: „Es ist nichts weiter, lieber Gärtner, als ich war Ihnen noch immer für ein paar rauhe Fragen eine Genugthuung schuldig. Wir sind hoffentlich jetzt quitt.“

Am Abend spät, da wir allein waren, schüttelte meine Frau den Kopf gewaltig. „Es muß mir doch alles der Quer gehen! Muß ich nicht ordentlich das Mädchen fast auf den Knien bitten, ihren Bettler zu nehmen? Ach, was soll ich von Adolph erwarten?“

Lenchen an Hostmann.

Wie fromm man wird, wenn man nicht glücklich ist! sagt Marmontel in einer seiner Erzählungen! Ich konnte das nie lesen, ohne mich ein Wenig zu ärgern, daß der Mensch ein so heuchlerisches Wesen ist, oder sich selbst so schwach fühlt. Denn Eins von Beiden muß der Grund seyn. Roger sagte einmal, das hat eine

Schlafmütze geschrieben: der nicht Lust hatte, das Unglück mit kräftiger Faust anzufallen. Nein, gebe Gott, daß mich Gott im Unglück nicht demüthiger und frömmer sieht, als im Glück! Was er schicken kann, kann ich tragen! Mich dünkt, auch das ist gut gesagt, und gut gefühlt. Aber ich möchte sagen, lieber Hostmann, wie groß man ist, wie erhaben, wenn man liebt! Aber mir scheints, als könnten wir Deutsche es nur sagen. Selbst der Geliebte Juliens in der neuen Heloise, kanns nicht sagen. Seine Liebe ist nichts, als eine gemeine Begierde. Sagen Sie, Hostmann, irren wir uns, oder unsere Nachbaren jenseits des Rheins? Und wäre auch an unserer Seite der Irrthum: so muß doch etwas in der menschlichen Natur liegen, was mehr werth ist, als das Leben; und etwas schöneres, als die Liebe, könnte dieses innere Große nicht heiligen.

Röschens Liebe war nichts als die allerreinste, die allererhabenste Empfindung, deren die menschliche Natur fähig ist.

Ich habe mich nie erhabener, größer gefühlt, als jetzt, da ich das Blümchen Wunderhold an meinem Herzen trage, und einmal in einem Kloster, da ich fast dem Blümchen Wunderhold entsagt hätte. Das theuerste Opfer, und der theuerste Genuß haben eine gleiche Wirkung auf mein Herz gemacht. Sie haben mich erhoben, hoch über das Leben, Hostmann! Ich fühle, lieber Hostmann, ich werde tugendhaft seyn. Aber in diesen Kranz von Inmortellen winde ich doch einige Vexierrosen mit ein. Ich kann das Leben nicht verachten. Ich liebe es von Herzen, und ich muß meinen Scherz damit haben.

Dagegen stellen Sie nun meinen Bräutigam. Sein einer Fuß steht auf dem Olymp und sein anderer in Hannover, und ich mache Schritte klein und schnell wie ein Tausendfuß. Er mißt das Leben nach Jahrhunderten, ich nach frohen Augenblicken; und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe! alles war sehr gut!

Doch Sie wissen von gar nichts. Nun so hören Sie denn! Gärtner schrieb Adolphen, daß er kommen würde. Adolph hatte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut, daß sein Freund mit einer unbändigen Leidenschaft ein Mädchen liebte, das bei dem geheimen Sekretair im Hause gelebt hätte. Ich ließ mich nicht merken, lieber Nachbar, daß ich den geheimen Sekretair nur kannte. Ich ließ mir von Adolph von dieser unbändigen Liebe erzählen.

Nun schrieb Gärtner, er würde kommen, bestimmte Tag und Stunde, und so trafen wir uns natürlich nicht weit von der Post, auf der Gasse. Welche Augen er machte, welche ich, können Sie denken! Ich hatte mit Adolph abgemacht, ich wollte in der ganzen Zeit, daß Gärtner da wäre, nicht kommen.

Ich faßte seinen Arm, und er wußte nicht, wie ihm geschah. „Gott," sagte er — „die erste, die ich treffe, sind Sie, Helena!"

„Das mußte wohl seyn, wenn wir unsere Unterredung, die Sie so rauh abbrachen, fortsetzen sollten."

„Rauh! o wie sehr rauh!"

„Ja, wie sehr, mein feiner Herr! doch hatten Sie nicht Unrecht, was ich nachher wohl sah."

Aber es hat einen Pfeil in meinem Herzen zurück gelassen, Helene, der — ich fürchte, Sie lieben mich nicht!"

„Oder zu viel — Aber trauen müssen wir uns, dächt' ich; sonst gewinnt unsere ganze Bekanntschaft das Ansehen eines Abentheuers, bei dem ich allein schlecht fahre, weil den Mädchen die Abentheuer untersagt sind. Doch Sie sind eilig, wie ich sehe."

„Ich habe für nichts Eile, als Sie zu überzeugen, daß ich Sie mit einer hohen, aber reinen, unschuldigen Gewalt liebe, die gar nichts, gar nichts zwischen unsern Herzen erträgt, als die Liebe allein."

„Auch ist die Liebe ja fast das Einzige, was wir an uns kennen. Aber wäre das Vertrauen etwas anders als die erstgebor-

ne Tochter der Liebe: so müßten die Guten unter den Menschen verzweifeln. Gut, mein Herr, ich liebe Sie mit einer reinen und unschuldigen, aber hohen Gewalt, die mir den Muth giebt, mein Schicksal unbedingt in ihre Hände zu legen."

„Unbedingt, Helene, ohne einen Zwischenmann, ohne einen Obmann, als allein Ihr Herz?"

„Ohne allen Rückhalt, ja, Gärtner! ja! Ich bin die Ihrige. Ich habe alle andere Banden zerrissen, die mich an irgend ein Wesen auf der Erde fesselten. Sie sind eben so mein! Wie lange bleiben Sie hier?"

„So lange Sie wollen, Geliebteste!"

„Ich sehe Sie diesen Nachmittag einen Augenblick hier an diesem Thore." Wir waren eben an dem Thore, das zu dem Garten hinaus führte. „Schlag drei! Oder kann ich in den Garten Ihrer Mutter kommen?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Es wohnen Menschen darin, die Niemand kennen darf."

„Auch ich nicht?"

„Nein, Helene, auch Sie nicht."

„Gut denn! diesen Nachmittag also."

Ich ging zu dem geheimen Sekretair, dem ich mein Herz längst entdeckt habe. Ich versprach ihm, Gärtnern zu senden. Er antwortete freudig: und ich mache den Kuppler.

Nachmittags trafen wir uns am Thore. Ich reichte ihm meine Hand. „Uebergeben Sie Ihr Geschick meiner Hand?" fragte ich.

Er antwortete: „Ja!"

„Ich habe nicht einen Augenblick. Gehen Sie mit dieser Karte zu dem geheimen Sekretair."

„Zu dem?"

„Zu dem, lieber Gärtner! O mein Freund, unsere Lage fodert hohes Vertrauen. Ich liebe es ohnehin nicht, über jede Kleinigkeit handeln zu müssen. Gärtner, Ihre Ehre ist die meine von jetzt an. Dort sehen wir uns am Abend."

Ich ging zurück. Er geht zum geheimen Sekretair, er wird mit offnen Armen dort empfangen. Ich konnte ihn selten sehen. Der geheime Sekretair that ihm, auf ein Wort meiner Mutter hin, den Vorschlag, uns heimlich zu verbinden. Mein Vater hatte eingewilligt; aber Gärtner schlug es aus, obgleich der Plan des geheimen Sekretairs gelungen wäre. Aber es gefiel mir, daß er es ausschlug, obgleich ich voraus sah, daß es noch tausend Schwierigkeiten haben würde. „Also Sie wollen durchaus die Einwilligung von Helenens Eltern?" fragte der Sekretair ihn.

„Durchaus!"

„Und auch Sie, Lenchen?"

„Durchaus!"

Sehen Sie, Hostmann, acht Tage darauf kommt meine Mutter von dem Landhause des geheimen Sekretairs, wo ich nicht seyn konnte, weil Gärtner da war.

Meine Mutter trug mir des Geliebten Hand an. Sie bat mich, ihm zu

schreiben. Es war mir, als ginge die Erde unter meinen Füßen weg. Ich sah wohl, das beruhte auf einem Mißverständnisse oder auf einem Einfalle des Sekretairs. Ich willigte ein, und die glückliche Tochter lag an dem Herzen einer glücklichen Mutter. O ich hätte ihr gern alles gestehen mögen. Auch sagte ich ihr, was sie zu glauben schien, Gärtner wäre weder reich, noch hätte er einen bedeutenden Rang; aber sie blieb bei ihrer Einwilligung.

Am andern Mittag kam eine Gesellschaft, und nach fünf Minuten waren wir öffentlich und feierlich verlobt.

Ich soll Sie und Röschen zu meiner Hochzeit bitten, die den Achten des künftigen Monats ist. O Hostmann, wie ich nun so glücklich vor dem reichen, schönen Herzen des Mannes stehe, den ich liebe, von dem ich das Glück des Lebens erwarte!

Er kommt. Ich höre seinen Gang auf der Treppe. Geschwind! Leben Sie wohl!

Alles kehrt wieder zu dem Alten zurück.

In der Zeit zwischen der Verlobung und der Hochzeit söhnte sich, wie immer, die Mutter mit Gärtnern aus, ob sie gleich wieder auf eben einen so harten Kopf kam, als Hostmann war. Sie bat ihn, seine Stelle bei dem Minister niederzulegen.

Er fragte ruhig: „Wovon soll ich dann leben?"

Sie sah ihn groß an, dann mich. „Ihre Braut ist nicht arm."

„Aber ich!"

„Ich habe hier einen großen Einfluß. Ich verschaffe Ihnen gewiß eine ehrenvolle Stelle."

„Eine Stelle, die mir die Fürsprache einer Frau verschafft, ist nicht ehrenvoll. Ich habe dem Minister Steuerwald mein Wort gegeben, in keine andere Dienste zu gehen, als in die seines Landes. Ich muß Wort halten."

„So muß er Sie befördern."

„Das war unsere Bedingung nicht."

„Er war einmal unser Freund.“

„Meiner ist er noch.“

Von Adolphen wußte er gar nichts, als das, er war überzeugt, daß Adolph in nichts Bösem mit seiner Abwesenheit begriffen wäre.

Die Hochzeit wurde mit aller Pracht gefeiert. Am andern Morgen, da Lenchen zu uns kam, da meine Frau eben wieder in einem prächtigen Plane begriffen war, kam ein Brief an mich, und — alle ihre Plane waren von der gewaltigen Hand des Schicksals zerstört. — Der größte Theil unsers Geldes lag auf großen, reichen Gütern, zur ersten Hypothek versichert. Grellmann hatte oft nach den gerichtlichen Versicherungen der Hypothek gefragt; aber er hatte sich doch beruhigt, da von allen Seiten die allerberuhigendsten Nachrichten über den Zustand unseres Schuldners einliefen. Unser Schuldner trieb ungeheure Geschäfte in Geld, in Papieren, in Käufen. Was ihn stürzte, war der Ankauf eines Gesundbrunnens, dessen Einrichtung unge-

heure Summen kostete, und dessen Gebäude wieder abbrannten. Das Haus stürzte ohne alle Hülfe völlig; und nun fand sich's, daß unser Vermögen gar nicht auf die Güter versichert war, daß wir also so gut als alles verloren hatten.

Grellmann reiste sogleich dahin ab. Meine Frau war außer sich. Sie saß da, bleich wie eine Leiche, mit trocknen Augen vor einem großen Spiegel, und sprang auf vor Schrecken, da sie sich selbst erblickte.

„Nun," sagte sie abgebrochen — „Nun! O begrabt mich! — Nun, Lenchen, hast Du Deinen Willen!"

„Ja, theure Mutter," rief das Weib, und warf sich ihrer Mutter zu Füßen — „ich habe meinen Willen, Gottlob! und mein Mann wird seine Mutter nie verlassen. Er wird für Sie arbeiten, sterben, wenn es seyn muß. O Mutter, Mutter, wäre ich nun die Frau eines Mannes, der mein Gold wollte: so wär' ich jetzt die verstoßene Bettlerin, so

läge jetzt zu ihren Füßen eine jammernde Unglückliche, die heißere Thränen zu vergießen hätte, als Sie!"

Gärtner trat in's Zimmer. „Was ist denn?" fragte er erstaunt.

„Wir — haben — unser ganzes Vermögen verloren," sagte meine Frau. „O wir sind hülflos arm, Gärtner!"

„Das sind Sie nicht," rief er voll Feuer — „so lange dieser Arm noch eine Kraft hat zur Arbeit. Nein! nein! und müßte ich jetzt dem Minister mein Wort brechen. Ich nehme jetzt Ihren Einfluß an, liebe Mutter."

Sie sprang voll Freude auf; aber sie setzte sich wieder. „Ach," sagte sie die Hände ringend — „es ist die Frage, ob ich noch Einfluß habe. Aber ich will es versuchen." Sie schellte, sie ließ anspannen. Ich bat sie, sich den Verdruß zu ersparen, den diese Besuche ihr machen würden. Sie verschob sie zum mindesten bis morgen.

Aber noch an diesem Tage lief das Gerücht von unserm Unglück durch die ganze Stadt; und wie meine Frau am andern Morgen fuhr, waren ihr fast alle Häuser ihrer Freunde verschlossen.

Sie kam zornig zurück; so hatte sie die Art, wie sie abgewiesen wurde, erschüttert.

„Riekchen," sagte ich — „solche Freunde erwirbt das Geld allemal; in unserer Armuth erwarben wir Hostmanns Freundschaft. Nein, nein, Riekchen, wir können nicht arm werden, glaube mir. Wir haben ja Freunde; Hostmannen, den Bergrendanten, Rogern und Gärtnern." Der geheime Sekretair kam sogleich zu uns mit seiner Familie; aber es war doch eine kleine Veränderung mit ihm vorgegangen. Mitten unter den freundschaftlichen Tröstungen lief auch ein kleiner Vorwurf mit unter über die Verschwendung unseres Hauses. Er bot uns Hülfe an, für Gärtnern eine Beförderung; aber er

bot

bot sie an mit der Miene eines Beschützers. Gärtner schlug seine Vorsprache trocken aus.

Die Gläubiger meiner Frau erschienen nun auch nach und nach. Wir zahlten, wir wiesen an. Wir konnten noch immer nicht unsern Zustand ganz übersehen. Gärtner erhielt von dem Minister, dem er geschrieben hatte, einen Brief, worin er ihm seine Besoldung verdoppelte. Diese Verdoppelung übergab er sogleich meiner Frau. „Ich bin gewiß,“ sagte er, Lenchens Hand ergreifend — „daß ich von der andern Hälfte noch übrig habe.“

Einer unserer Freunde that meiner Frau den Vorschlag, das Geschenk, das sie ihren beiden Neffen gegeben hatte, mit Theil an dem Verluste nehmen zu lassen. Sie schlug es großmüthig aus, und in dem Augenblicke lag Lenchen und ihr Mann zu ihren Füßen, und Lenchen rief: „O Mutter, welch ein reiches Herz haben Sie!“

Das alles wirkte von Zeit zu Zeit sehr gut auf die Stimmung meiner Frau. Sie fing an, die Menschen zu verachten, mit denen sie bisher gelebt hatte. Die Gläubiger wurden immer dringender. Ein Roher unter ihnen legte Beschlag auf unser Haus, auf unsere Sachen. Das erschütterte aufs neue meine Frau. Ich gab das kleine, bei Seite gelegte, Kapital her, um der ersten Verlegenheit abzuhelfen. Da rollte ein Wagen vor die Thür, und auf der Treppe hörten wir zwei Stimmen fluchen. Es war Roger und sein Schwiegervater.

„Nein," rief Roger, mit lauter Stimme hereintretend — „Sie sollen nicht!"

„Ich will aber," rief der ihm entgegen, und mit den Worten warf er einen Sack mit Geld auf den Boden. Sie hatten sich die ganze Reise darüber gezankt, wer geben sollte. Meine Frau schlug die Augen gen Himmel bei dieser rohen Art von Hülfe. Aber der hitzige Mann trat

nun vor sie hin, und beschwor sie mit Thränen, sich zu beruhigen. „Auf der Lorenzhütte ist ein Leben wie im Himmel, liebste Frau Schwägerin! Und die besten Zimmer in meinem Hause habe ich Ihnen aufputzen lassen, und in Rogers Hause haben Sie keinen Platz, sage ich.“

„Platz die Menge, und soll ich und Laura in das kleine Hinterstübchen kriechen.“

„Deine Kinder schreien den ganzen Tag. Ziehen Sie zu mir, Frau Schwester! Er disputirt Sie todt. Ich aber will nicht Muck sagen!“ und dabei rollten dem Manne die hellen Thränen über die Wangen.

O wer konnte den Beweisen dieser treuen Liebe widerstehen! Wir schluchzten alle, wir gingen einer zu dem andern, drückten einander die Hände, und die Wonne wurde so beklemmend, daß ich auf einmal rief: „O kann es einen glücklichern Tag für uns geben!“

Da that sich die Thür auf, und Röschen sank zu meiner Frauen Füßen, und alles rief auf einmal: „Da ist unser Engel! da ist Hostmann!“ Er näherte sich, ein Kind auf den Armen, zwei an der Hand. „Ich bringe,“ sagte er mit seinem heitern Engelsgesichte — „der glücklichen Großmutter ihre Enkel.“

„Die Enkel!“ sagte der Bergrendant, heftig — „deren hätte ich auch Fünfe mitbringen können. Das hilft hier nicht!“

„Ich wollte, Sie hätten es gethan, liebster Klinger,“ sagte Hostmann sanft — „denn an diesem Tage, da die Mutter erlöst ist von der schweren Bürde eines Lebens ohne Liebe, sollte sie lauter Genien der Freude um sich sehen.“

Röschen hatte ihr Gesicht in ihrer Mutter Schooß gebeugt.

„He!“ rief der Bergrendant, zornig — „nun sind wir beide darum, Roger! Da Röschen schießt den Vogel ab, das sollst Du sehen!“

O Mutter," sagte Röschen — „Ihr Lindenhofen, Ihr altes Glück streckt Ihnen die Arme entgegen!"

Da hielten sich Mutter und Tochter lange umarmt. „Mutter, ist nicht mein Herz ein Ersatz? —"

„Ja, Kinder," rief meine Frau, und sank im Uebermaaß ihres wollüstigen Schmerzes in unserer Mitte auf die Knie — „ja, ja! ich bin eine glückliche Mutter, und dieses ist die schönste Stunde meines Lebens! Fürstinnen müssen mich beneiden! O gebt alles hin, o gieb alles, alles weg, lieber Herrmann, nur verachte mich nicht, daß ich so lange blind war!"

Noch einmal öffnete sich die Thür, und Adolph stürzte bleich in's Zimmer. „Gott," rief Gärtner — „hältst Du so Wort!"

„Ich kann nicht anders," rief er — „ich bin zwar unglücklich; aber ich kann nicht anders. Ich will zu den Füßen mei-

ner Eltern nur einmal weinen, und dann weiter ziehen."

„Ich habe für Dich etwas." Er gab ihm ein Briefchen. Adolph las, und erblaßte; aber er faßte sich sogleich.

„Was ist Dir? Adolph, was hast Du? Mein Gott, woher kommst Du?" fragte ich.

„O," rief er — „er komme, dieser Bruder! Er komme! Ich habe den Zorn des Ministers verdient; denn ich habe mein Wort gebrochen; aber vor dem Richterstuhle der ewigen Liebe will ich mich vertheidigen. Ich mußte meine unglücklichen Eltern sehen. Ich mußte Ihnen bieten, was mein war."

„Um Gottes willen, was heißt es mit ihm? reißt mich aus meiner Angst? was will er denn?"

„Er hat die Nichte des Ministers entführt," sagte Lenchen, bleich. „Es scheint, als fürchtet er ihren Bruder."

„Alle Teufel! entführt?" rief der Bergrendant.

„Liebst Du sie, Bruder?" rief Roger — „liebst Du sie, und bist Du glücklich mit ihr: so laß den Bruder kommen. Hier stehen zwei Brüder für einen Mann!"

„Die Nichte des Ministers?" fragte meine Frau — „entführt! Ach, liebster Adolph, doch wohl auch geheirathet? Um's Himmelswillen, das wird uns erst unglücklich machen! O laß mich lesen, was der Minister schreibt!" Sie nahm den Brief aus seiner Hand, sie las, und dann sagte sie zufrieden: „Mein Himmel, es kömmt ja heraus, als wüßte der Minister um Alles! Er spricht ja mit Dir, als ein Vater mit seinem Sohn."

Meine Frau, von der Idee ergriffen, daß die Nichte des Ministers ihre Schwiegertochter war, wollte durchaus fort, Emmy zu holen. Indeß Gärtner rieth, sie in der Verborgenheit zu lassen, worin sie war, bis sich die Sache deutlicher erklärte. Der Minister schrieb nämlich: Der Bruder Emmy's wäre angekommen; Adolph möchte ja in seiner

Verborgenheit sich noch eingezogener halten, als sonst.

Hostmann lächelte zu allem. Dann aber fragte er nach allen Umständen, die unser Unglück betrafen. Ein Brief von Grellmann, der eben ankam, gab uns die Nachricht, daß alles verloren, daß an gar keinen Ersatz zu denken sey. Diese Nachricht brachte nun den Augenblick vor meiner Frauen Phantasie, daß ihre Schuldner sie aus dem Hause stoßen würden, daß sie vor den Augen der ganzen Stadt zu Schanden werden müßte.

„Seyn Sie ruhig, liebe Mutter," sagte Hostmann — „das haben Sie nicht zu fürchten. Ich habe Geld genug bei mir, um alles zu decken, und reicht das baare Geld nicht: so habe ich einen Kreditbrief, der alle Ihre Sorgen zu einem Spiel macht."

Der Rendant schob mit seinem Fuße seinen Geldsack unter den Ofen, und rief zornig: „Sagte ich es nicht!"

„Wir wollen dieses Haus zwar verlassen," fuhr Hostmann fort; aber mit Freude und Ruhe. Er ließ eine Chatulle aus seinem Wagen heraufbringen. Die Schuldner wurden gerufen. Hostmann zahlte, rechnete, lief umher zu Juden, Wucherern, und in zweimal vier und zwanzig Stunden hatte Niemand mehr Ansprüche auf unser Haus zu machen.

Wir setzten uns nun einmal ruhig zu Tische, und meine Frau bemerkte, daß wir jetzt Hostmanns Gäste wären.

„O Mutter," sagte er mit einem schmerzlichen Blicke — „glauben Sie mir, dieses Haus mit allem, was darin ist, hat Ihnen in keiner Minute Ihres Lebens mehr gehört, als eben jetzt!"

„O das weiß ich, liebster Nachbar, liebster Sohn," rief meine Frau — „das weiß ich. Aber ich weiß auch, daß es mir jetzt gar nicht mehr gehört. Und böte ein neuer Glückswechsel mir meine vorigen Reichthümer: so würde ich noch heute das Haus verlassen, und in mein wahres Va-

terland ziehen, auf das Land, unter meine Kinder."

Spät am Abend schlich ich, meine Frau, mit Lenchen nach dem Garten, wo Emmy lebte. Wir hatten hier eine doppelte Freude, Emmy und Gärtners Mutter kennen zu lernen. Mit einer unendlichen Liebe, die aber doch mit einer Art von Ehrfurcht gemischt war, nahm meine Frau Emmy an ihre Brust.

„Er zittert vor meinem Bruder," sagte Emmy freundlich — „und ich erwarte ihn mit Freuden. O," sagte sie — „und wenn er mich nicht liebte: würde er hart seyn können, wenn ich ihm" — hier sprang sie davon, und kam mit einem Amor am Mutterbusen wieder — „wenn ich ihm so entgegen käme? O laß ihn kommen, Adolph! laß ihn kommen, Du kennst ihn nicht!"

„Ach, ich zittre nur für Dich, Emmy!"

„Für mich? O ich fürchte vielmehr, daß sie alle uns auslachen werden, mein

Oheim am meisten, daß er uns so angeführt hat. Ich habe den Segen meines Oheims; der Segen meines Bruders wird mir nicht fehlen. Mich dünkt, mein Oheim wollte mich entwöhnen von den Vergnügungen der großen Welt, die wahrlich, wahrlich, lieber Adolph anfingen, mich zu berauschen. Deswegen schickte er uns diese achtzehn Monate in die Einsamkeit."

Sie erzählten uns beide, was der Leser schon weiß, die ganze Geschichte ihrer Liebe. Wir stimmten Emmy bei; aber eine kleine Furcht vor diesem Bruder blieb uns dennoch.

Meine Frau wiegte sich doch sogleich wieder mit neuen Träumen von Größe. „Denn," lieber Herrmann," sagte sie — „sie können des Ministers Nichte nicht so in diesem Stande sitzen lassen. Gieb Du Acht!"

„Das sagtest Du auch von Hostmann, und er ist Hostmann geblieben."

„Das ist hier ein Anderes."

Laura und ihre Mutter waren den Abend gekommen, mit ihren Kindern. Unser Haus war gepfropft voll Menschen. Die beiden Mulatten sprangen lustig unter den andern Kindern umher, und der treue Gulan war vor wie nach Lenchens Ehrenwache. Das fröhliche Gewimmel der Kinder, ihr Geschrei untereinander, die frohen Blicke der beiden Mütter, die der Kinder Spiele ordneten, der Triumph der Großmütter: das alles machte so ein schönes Gemählde des Familienglücks, daß wir Männer manchmal toller wurden, als die Kinder.

Laura sang hier ihren Mädchen ein Laurentiuslied; Röschen sang ihren ein Lied von den hohen Mächten der überirrdischen Welt. Der Rendant pfiff zuweilen aus Leibeskräften dazwischen, und mitten in diesem Lärmen trat ein sehr reich gekleideter Bedienter ins Zimmer, und meldete Seine Exzellenz, den Minister Steuerwald.

Alles erstaunte, bis auf die Kinder. Wir sahen uns einander an. Der gefürch-

tete Augenblick war nun da. Sein Wagen rollte vor. Wir empfingen ihn an der Hausthür. Wie ein König trat der Mann in unser Haus, ernst und majestätisch. Er war mit dem großen gelben Ordensband geschmückt. Meine Frau führte ihn in den Saal, und rief: „Pst!" unter die lärmenden Kinder hinein.

„Mich dünkt, Madame," sagte er ernst — „ich treffe Sie heute noch glücklicher, als jenen Abend. Ich hörte, Sie hätten ihr Vermögen verloren; aber ihr Glück doch nicht?"

„Wir sind sehr arm geworden," sagte meine Frau traurig.

„O Madame, was gäbe ich für Ihre Armuth!" antwortete er, den lächelnd trauernden Blick auf den Kindern festhaltend — „Meinen Rang, meinen Reichthum, alles! alles! O wie reich sind Sie! Aber bin ich es denn nicht auch?" rief er — „wo ist meine Emmy? Sie wissen es," sagte er zu Lenchen — „Ach, Gärtner! Sieh da! Sie haben lange Urlaub

genommen. Ich komme denn selbst, Sie wieder abzuholen. He! Herr Oberbauinspector! Ich hoffe, Sie sollen jetzt mit mir zufriedener seyn, als das letztemal, da wir uns sahen. Und wer ist der Herr?“ Er zeigte auf Hostmann!“

„Es ist mein Mann, Ihre Excellenz,“ sagte Röschen — „der Gefangene, den ich bei Ihnen losbat.“

„Ach, mein gutes, edles, theures Röschen, o mein Kind, komm her! komm her! schöne Seele, Dich habe ich nicht vergessen! O schnell, zeige mir Deine Kinder!“ Sie brachte sie ihm. Er nahm die Kinder eins nach dem andern an seine Brust.

„Aber der Mann, den Sie losbaten, Kind, hatte ein Taffentpflaster —“

„Ach, Ihre Exzellenz, das Taffentpflaster hat uns Noth und Elend genug gemacht, bis ich dahinter kam,“ rief Lenchen.

„Ach, Lenchen! Lenchen! Sie verkehren mit Bettlern gern. Ich auch!“ Er reichte Gärtnern die Hand.

Hier

Hier näherte sich Klinger dem Minister. „Ich bin der Bergrendant Klinger, Ihre Exzellenz!"

„Ich freue mich, einen braven Mann kennen zu lernen!"

„Ja, das ist wohl gut; aber ich war unschuldig. Der Bau taugte nicht, und ich wurde abgesetzt."

„Und wieder eingesetzt, und Ihr Schwiegersohn mag nun mit Ihnen seine Bauten berathen. Ich kann nicht alles, was ich will, Herr Oberrentmeister! Jetzt kann ich mehr. Ich that, was ich konnte, und was ich mußte; ich erhielt dem Vaterlande einen ehrlichen Mann. Aber wo ist Emmy? Wo ist sie?"

„Und Emmy's Bruder?" fragte Röschen, sanft.

„Er ist mir auf den Fersen. Lassen Sie uns schnell zu Emmy gehen!"

Er verlangte, wir Alle sollten mit ihm, Alle, nicht Einer ausgenommen. Die Weiber fuhren nun aus einander, um sich zu kleiden. Aber der Minister

nahm meiner Frauen Arm, und sagte: „So wie Sie da sind. Ich habe nicht Zeit.“ Er führte den Zug auf. „Auch die Kinder, die Kinder auch!“ rief er — „alles, was hier ist!“

Wir traten aus dem Hause. Des Ministers Wagen war fort. Er führte meine Frau, und ich gönnte ihr den großen Triumph, am Arm eines Ministers langsam durch die Gassen Hannovers zu gehen. Die jungen Weiber trugen jedes ein Kind auf dem Arme. Die Andern drängten sich an die andere Seite der Mütter und an die Väter.

Unsere Prozession machte Aufsehen, so wie schon das Bezahlen unserer Schulden Aufsehen gemacht hatte. So kamen wir denn endlich an den Garten, wo Adolph und Emmy wohnten.

Emmy, mit einem Freudengeschrei, fiel zu des Ministers Füßen, und dann in seine Arme, und Adolph lag in seinem andern Arme, und nun flog Emmy, und holte ihren Erstgebornen, und legte

ihn dem Vater auf den Arm. „O," rief der Minister — „welche Freude habe ich entbehren müssen, Emmy, um Dich glücklich zu machen, um Euch die köstliche Ueberzeugung zu geben, daß es reine Liebe war, die Euch verband! Du gabst um ihn alles auf, Deinen Namen, Dein Vermögen. Du folgtest ihm in eine freudenlose Einsamkeit. Er gab für Dich seiner Eltern Reichthum auf. Er entsagte Allem für Emmy."

„Und Emmy's Bruder, mein Vater!" fragte Adolph, zitternd vor Freude.

„Er ist hier!" Da sah Emmy auf, und flog mit dem entzückenden Freudengeschrei: „O mein Bruder!" in Hostmanns Arme. „Hostmann!" schrie Adolph, und flog in seines alten Lehrers, in seines Freundes Arme.

„Du kennst ihn, Adolph?" rief Emmy, erstaunt — „Du kennst meinen Bruder?"

„Er ist ja mein Schwager, er ist ja Röschens Mann, mein Freund, mein Lehrer!"

„Und nun Dein Bruder, Adolph," sagte Hostmann, und eine Thräne glänzte dabei in dem Engelsauge.

Meine Frau fing an zu zittern vor gewaltiger Freude. Emmy, Adolph, der Minister, Hostmann schlangen die Arme durch einander. „Sieh, Adolph," sagte Hostmann — „ich erzog mir Deine Schwester; Du erzogst Dir meine Emmy."

Emmy hatte ihn nie mit dem Taffentpflaster gesehen. Nun wurde alles erklärt. Nun wurde alles hell.

„Und Sie hießen nicht Hostmann?"

„Ich heiße Hostmann, liebe Mutter! Meines Oheims Schwester war meine Mutter. Ich heiße Hostmann, und die vaterländischen Gebürge von Konslach, in denen ich von meinem Oheim erzogen wurde, sind ja eben die

Gebürge, in denen Lindenhofen liegt. Die alte Burg war die Stammburg meiner Familie."

„O mein Gott, Hostmann!" rief meine Frau, erschreckend — „so sind Sie ja der Herr von Renden, dem das Gebürge gehört!"

„Renden genannt Hostmann. Den letzten Namen wählte ich, um unbekannt zu seyn, um meinen Schwur zu lösen, den ich gelöst habe."

„Und nun, Otto, hilfst Du mir," rief der Minister — „mein Gelübde erfüllen, was ich gethan habe, unser Vaterland zu beglücken. O Kinder, Kinder! Ich stehe hier in der Mitte edler Menschen. Ihr sollt mir helfen an dem göttlichen Werke der Menschen Beglückung!"

„Gärtner, Sie gehen in's Kabinet, als geheimer Kabinets-Sekretair des Monarchen. Deinem weichen Herzen, Adolph, und Deiner Begeisterung für die Musen vertraue ich das Armenwe-

sen und die Schulen, vorerst unter dem Titel eines Kammerraths. Der ehrliche, treue, redliche Klinger steht an seinem Posten recht gut, und Roger auch. Und Sie, lieber, guter Schubart? für Sie habe ich das Patent als Oberförster über Ihre ehemalige Stelle in der Tasche, Sie lieben den Ort, er ist nahe bei Lindenhofen, nahe bei der Lorenzhütte. In Ihrem ehemaligen Hause, Herr Oberförster, wohnt ein Mensch als Förster, den Sie gern da sehen werden —“ leiser sagte er mir: „Der Mörder des Försters Rode. Zehn Jahre hat er im Gefängnisse die rasche That gebüßt, und die Gerechtigkeit versöhnt. Er hat Frau und Kinder, uud ist ein glücklicher Mensch. Das Jagdhaus ist aber in sehr gutem Stande, und für den Oberförster als Wohnhaus bestimmt.“

Auf einmal waren alle meine Jugendideen wieder erwacht; ich dachte mit einer unendlichen Seligkeit an mein Forsthaus,

an meine Wälder, an meine Jugend, an das Glück der jugendlichen ersten Liebe.

Meine Frau möchte wohl etwas Höheres erwartet haben; aber sie fing doch an, mit Vergnügen wieder an das Forsthaus zu denken, in dem sie so glücklich gewesen war.

Nach einigen Tagen reisten wir ab; meine Kinder begleiteten mich Alle nach dem Forsthause. Aber ich stieg aus, und eilte ihnen vor. Da kam ich hier an meine alte Wohnung. Ich umfaßte wieder die Pfosten der Thür. „O," rief ich — „seyd mir gegrüßt ihr friedlichen Hausgötter meines alten Glücks!"

Meine Frau kam allein mir nach. „O," sagte sie — „sind wir nicht glücklich gewesen, Herrmann? Und nun unter dem Kreise unserer Enkel, in dem Kranze einer stillen Freude, in der Gesellschaft eines ehrwürdigen, schuldlosen Alters laß uns liebend und froh den Tod erwarten!"

Wir haben es gethan. Wir haben noch sehr glückliche Tage gesehen. Vier unserer Enkel leben bei uns, und machen das Alter zu Tagen der Jugend, das Leben zum Himmel. O gebe der gütige Himmel jedem Menschen solche Freunde, und solch ein Alter!

Ende
des letzten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Das Bekenntniß am Grabe

Bd.: 3

Halle (1811)

P.o.germ. 785 b-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113381-7